

Newsletter Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

Schwerpunkt Genderforschung

September 2011, Nr. 9

Editorial	3
Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit – Methode, Gegenstandsbereich, Handlungsmodell <i>Ulrike Knobloch</i>	7
Übersicht über Kurse und Programme an der Universität Fribourg zum Thema Gender	11
Unbezahlte Arbeit als Hemmschuh in der weiblichen Wissenschaftskarriere? Einblicke in geschlechtsspezifische Unterschiede im privaten Lebenszusammenhang von Hochschulangestellten <i>Lena Liechi</i>	13
Kinderreichtum dank Geschlechtergleichheit? Ein Vergleich von Deutschland und Frankreich. <i>Sarah Kersten</i>	19
Variationen der Gleichstellung von Frau und Mann: Weltweit und innerhalb der Schweiz <i>Michael Nollert</i>	25
„Ich rechnete beim Aufwachen und beim Einschlafen, (...) kalkulierte alle vorhandenen und nicht vorhandenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit“ <i>Michèle Amacker</i>	29
„GIRLS TIME“ – Mädchenspezifische Jugendarbeit in Luzern <i>Daniela Schempp und Aylin Wagner</i>	35
Rückblick zur Tagung „Genderregimes: Von makrosozialen regulativen Strukturen zur meso- und mikrosozialen (Umsetzungs-)Praxis“ <i>Anne Kersten und Lucia M. Lanfranconi</i>	39
Abschlüsse 2011	45

Mitdenken – Mitreden – Mitgestalten
Fachschaft

Editorial

Monica BUDOWSKI und Michael NOLLERT

Die Genderforschung gehört – wie der vorliegende Newsletter dokumentiert - im Bereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit der Universität Fribourg zu den Schwerpunkten in Forschung und Lehre. Die Befunde der Genderforschung stellen gängige Prämissen über Aufbau, Prozesse, Macht- und Interaktionsdynamiken innerhalb von Gesellschaften in Frage. Ausgangspunkt der Genderforschung bildet die Vorstellung, dass Geschlecht als zugeschriebenes Merkmal in die Konstruktion der sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern einfließt. In ihrer machtförmigen Konstruktion beinhalten diese Beziehungen Privilegien und Benachteiligungen, die sich in sozialen Strukturen – teils explizit, teils implizit – manifestieren. Soziale Ungleichheiten gründen dabei in fast allen Teilen der Welt auf Abweichungen gegenüber den jeweils kontextspezifischen hegemonialen Vorstellungen von „Männlichkeit“. Abweichend und dadurch mit weniger gesellschaftlicher Macht und Handlungsspielraum verbunden sind sowohl Weiblichkeit(en) als auch nicht-hegemoniale Männlichkeiten.

So untersuchen schon frühe Studien zum Beispiel die Beziehung zwischen den häuslichen Autoritätssystemen und dem Ausmass weiblicher Autonomie in spezifisch definierten, häuslichen Lebensbereichen. Sie kommen zum Schluss, dass ein starker Zusammenhang sowohl zwischen Autorität als Macht und der Verteilung von materiellen (Besitz, Güter) und immateriellen Ressourcen (Status, Loyalität, Konflikt, Beziehungen) als auch zwischen materiell und immateriell legitimierten Strukturen besteht (Schlegel 1972).

Da die bezahlte Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften die zentrale Statusquelle ist, verweist die Genderforschung zu Recht auf die hauptsächlich von Frauen geleistete unbezahlte Haus- und Familienarbeit. Diese Fokussierung auf diese gesellschaftlich unverzichtbare, aber unbezahlte Arbeit macht es möglich, die Interaktion beider Bereiche und somit die Chancen (auf einen gleichwertigen Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen) in beiden Arbeitsbereichen besser zu verstehen.

In ihrem Beitrag *Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit – Methode, Gegenstandsbereich, Handlungsmodell* zu diesem Newsletter argumentiert Ulrike Knobloch, dass die (Wirtschafts-)Theorie nicht wertfrei und neutral sei, sondern bewusst oder unbewusst in normativen und geschlechtsspezifischen Voraussetzungen verankert ist. So entwickelt sie eine geschlechterbewusste Wirtschaftsethik, die den Blick erweitert über die bezahlte Arbeit hinaus auf die unbezahlte. Dabei zeigt die Autorin anhand von Zeitstudien auf, dass der Wohlstand einer Gesellschaft nicht nur auf (be-

zahlten) Leistungen im Erwerbsbereich, sondern vor allem auch auf den unbezahlten Leistungen insbesondere Haus-, Betreuungs- und Freiwilligenarbeit, beruht.

Lena Liechi fokussiert in ihrem Beitrag *Unbezahlte Arbeit als Hemmschuh in der weiblichen Wissenschaftskarriere? Einblicke in geschlechtsspezifische Unterschiede im privaten Lebenszusammenhang* auf das Fallbeispiel der Schweizer Hochschulen und zeigt, dass Frauen bei der Verteilung von bezahlter (universitärer) Arbeit und unbezahlter Arbeit benachteiligt werden und sich die Situation von Frauen und Männern an Universitäten in dreifacher Hinsicht unterscheidet: in der privaten Lebensform, im Ausmass der Erbringung unbezahlter Arbeit und in der Interdependenz des Erwerbs- und Nichterwerbsbereichs.

Gemäss Sarah Kersten ist auch in Bezug auf die Fertilitätsrate der Effekt der Ungleichverteilung der Verantwortung zwischen Haushalt und Beruf nachzuzuweisen. In ihrem Beitrag *Kinderreichtum dank Geschlechtergleichheit? Ein Vergleich von Deutschland und Frankreich* geht sie von der These aus, dass die Verteilung in Frankreich aufgrund seines grossen Angebots an familienexterner Kinderbetreuung ausgeglichener sein müsste als in Deutschland. In der Tat hat die Ausweitung dieses Angebots in Frankreich jedoch nicht zu einem Ausgleich der Verantwortung im häuslichen Bereich geführt, sondern zu einer weiterhin doppelten Belastung der Frauen mit Erwerbs- und Familienarbeit. Obschon in beiden Ländern gleichstellungsfreundlichen Einstellungen überwiegen, bestehen weiterhin Alltagspraxen, in denen die Frauen eindeutig für die Kinder zuständig sind.

Der Beitrag *Variationen der Gleichstellung von Frau und Mann: Weltweit und innerhalb der Schweiz* von Michael Nollert verweist auf das breite Spektrum der geschlechtsspezifischen Ungleichheiten weltweit und innerhalb der Schweiz. So spricht eine Vielzahl von Daten dafür, dass der Grad der Benachteiligung der Frauen je nach institutionellem Kontext sowohl zwischen als auch innerhalb von Ländern erheblich variiert.

Der Beitrag *„Ich rechnete beim Aufwachen und beim Einschlafen, (...) kalkulierte alle vorhandenen und nicht vorhandenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit“* von Michèle Amacker zeigt anhand von zwei Fallbeispielen eindrücklich, wie die bezahlte und nicht bezahlte Arbeit, also Erwerbs- und Care-Arbeit miteinander sehr eng und gender-spezifisch verflochten sind. Diese Verflechtung beeinflusst die Zeiteinteilung und die Lebenschancen der Interviewten und begründet die Prekarität ihrer Lebenslage. Zudem illustriert die Autorin, wie gesellschaftliche Strukturen dazu beitragen, dass Personen in bestimmten sozialen Lagen, die unbezahlte freiwillige Arbeit für NachbarInnen oder Care-Arbeit für Kinder und ältere Menschen leisten, mit nachteiligen Konsequenzen zu rechnen haben – beispielsweise beim Anspruch auf sozialstaatliche Leistungen oder beim (Wieder-)Einstieg in den Arbeitsmarkt.

Im Beitrag „Girls Time“– *Mädchenspezifische Jugendarbeit in Luzern* von Daniela Schempp und Aylin Wagner wird ein „Mädchen-Treff“ aus sozialpolitischer Perspektive analysiert. Dabei zeigen die beiden Autorinnen, dass die Freizeitaktivitäten zwar von den Eltern eingeschränkt werden, sobald Jungen dabei sind. Dennoch erweist sich der Treff als gleichstellungsfördernd, weil er als „öffentlicher“ Bereich den Mädchen ermöglicht, weitere Kontakte zu knüpfen.

Anne Kersten und Lucia Lanfranconi schliesslich präsentieren die zentralen Erkenntnisse der interdisziplinären und interuniversitären Tagung zum Thema „*Genderregimes: Von makrosozialen regulativen Strukturen zur meso- und mikrosozialen (Umsetzungs-)Praxis*“, die im Rahmen des vom Nationalfonds finanzierten Doktorsratsprogramms „Gender: Prescripts and Transcripts“ von den Universitäten Bern und Fribourg als Teil des Forschungsmoduls „Genderregimes: institutionalisierte Ungleichheiten?“ durchgeführt wurde.

Wir wünschen den Leserinnen und Lesern des Newsletters eine anregende Lektüre.

Monica Budowski und Michael Nollert

Schlegel, Alice (1972) *Male dominance and female autonomy: domestic authority in matrilineal societies*. HRAF Press.

Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit – Methode, Gegenstandsbereich, Handlungsmodell

Ulrike KNOBLOCH

University of Fribourg

Seit langem lehre und forsche ich im Schnittpunkt von Gender – Ökonomie – Ethik und bin dabei eine Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit als kritisch-feministische Wirtschaftstheorie zu entwickeln. Im Folgenden möchte ich dieses Projekt freier Forschung skizzieren und einige Meilensteine darlegen, die teilweise im Gegensatz zu den gängigen Überzeugungen in den Wirtschaftswissenschaften stehen. Der erste entscheidende Erkenntnis-schritt war sicherlich, dass keine ökonomische Theorie wertfrei und geschlechtsneutral ist, sondern bewusst oder unbewusst auf normativen und geschlechtsspezifischen Voraussetzungen basiert, die es offen zu legen gilt, weshalb die Bezugnahme auf die philosophische Ethik und die Geschlechterforschung ebenso hilfreich wie notwendig ist. Darauf aufbauend steht die ökonomische Theorie der bezahlten und unbezahlten Arbeit vor drei wegweisenden Aufgaben, nämlich a) eine angemessene Methode zu entwerfen (hier weit verstanden als Denk-methode oder erkenntnistheoretische Vorgehensweise), b) einen Gegenstandsbereich zu bestimmen sowie c) das in den Wirtschaftswissenschaften verbreitete Handlungsmodell nicht einfach zu übernehmen, sondern auf Plausibilität auch für die unbezahlte Ökonomie zu hinterfragen (Knobloch 2009).

Zur Methode: Geschlechterbewusste Wirtschaftsethik als kritisch-feministische Theorie

Mein methodischer Ausgangspunkt ist die integrative Wirtschaftsethik von Peter Ulrich (z.B. Ulrich 2010), die ich aus Geschlechterperspektive weiterentwickle. Während es Ulrich darum geht, die normativen Voraussetzungen des ökonomischen Denkens und Handelns sichtbar zu machen, arbeitet die geschlechterbewusste Wirtschaftsethik zusätzlich auch die geschlechts-spezifischen Voraussetzungen heraus (Knobloch 2010). Dabei beschränkt sich die geschlechterbewusste Wirtschaftsethik nicht auf eine Beschreibung der Geschlechterverhältnisse und der wirtschaftlich relevanten Lebenszusammenhänge von Männern und Frauen, sondern führt darüber hinaus auch zu veränderten Fragestellungen innerhalb der ökonomischen Theorie, zur Erweiterung des Gegenstandsbereichs und zur Neuausrichtung des Handlungsmodells. Ihr geht es um die wirtschaftliche Gleichstellung der Geschlechter genauso wie darum, zu fragen, woraufhin denn Menschen wirtschaftlich – in einem weiten Sinn verstanden – gleichzustellen sind. Um dieses Ziel zu erreichen, gilt es, die geschlechtsbedingten Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im Wirtschafts- und Sozialsystem sichtbar zu machen und aufzuzeigen, welche sozialökonomischen Strukturen und Diskurse zu diesen sozialen Ungleichheiten führen.

Wie die integrative Wirtschaftsethik ist auch die geschlechterbewusste Wirtschaftsethik eine Ethik mit kritischem Anspruch, denn: "Normative Methoden in der Ethik sind nur als kritische Methoden zulässig. [...] Vielmehr hat eine normativ verfahrenende Ethik Kriterien zu entwickeln, die eine moralische Beurteilung von Handlungen ermöglichen, ohne sie bereits vorwegzunehmen." (Pieper 2007: 12) Durch dieses kritisch-reflexive Vorgehen gelingt es, nicht nur die bei der Verteilung der unbezahlten Arbeit scheinbar so selbstverständliche Zweigeschlechtlichkeit und die Aufgabenverteilung nach Geschlecht, Klasse und Ethnizität zu hinterfragen, sondern auch die unbezahlte Arbeit in ihrer Bedeutung für jedes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem zu beleuchten und die gesellschaftlichen Normen und institutionellen Voraussetzungen, die die Bereitstellung der unbezahlten Arbeit auch in modernen Gesellschaften regeln, herauszuarbeiten.

Zum Gegenstandsbereich: Bezahlte und unbezahlte Arbeit

In modernen Gesellschaften, in denen viele Menschen von einem Erwerbseinkommen abhängig sind, wird der bezahlten Arbeit ein so grosser Stellenwert beigemessen, dass Arbeit meist mit Erwerbsarbeit gleichgesetzt wird. Dabei wird jedoch übersehen, dass der erreichte sozial-ökonomische Wohlstand zu einem grossen Teil auch von der Bereitstellung einer Vielzahl unbezahlter Tätigkeiten – also Haus-, Betreuungs- und Freiwilligenarbeit – abhängt, die einen mindestens ebenso grossen Zeitaufwand erfordern wie bezahlte Tätigkeiten. Mithilfe von Zeitbudgetstudien und Haushaltsproduktionskonten, die in vielen Ländern seit den 1990er Jahren erstellt werden, lassen sich der Umfang und der Wert der unbezahlten Arbeit für eine Volkswirtschaft bestimmen. Da für einige Länder mittlerweile Ergebnisse aus verschiedenen Jahren vorliegen, werden auch erste Entwicklungstendenzen der unbezahlten Arbeit deutlich.

Dabei ist die Debatte um die unbezahlte Arbeit so alt wie die neue Frauenbewegung. Sie hat die Frauen- und Geschlechterforschung seit ihren Anfängen Ende der 1960er Jahre in verschiedenen Wellen geprägt und ist seit Ende der 1990er Jahre als Debatte um die bezahlte und unbezahlte Sorgearbeit wieder aufgelebt. Auch die vielfältigen Ansätze feministischer Ökonomie, die sich nach den Hauptströmungen innerhalb der ökonomischen Theorie in neoklassische, institutionelle und marxistische Ansätze unterscheiden lassen, haben bei aller Unterschiedlichkeit vor allem eine Gemeinsamkeit, nämlich dass sie die unbezahlte Arbeit in die ökonomische Analyse einbeziehen.

Was ändert sich dadurch, dass die unbezahlte Arbeit systematisch in die ökonomische Analyse einbezogen wird? Einige Antworten auf diese Frage, die die Grössenordnung der Veränderungen deutlich machen sollen, werden im Folgenden ganz knapp skizziert:

- Die Definitionen von Wirtschaft und Ökonomie, Arbeit und Produktion werden überdacht und ggfs. neu formuliert, wobei die Realwirtschaft und ihre Beziehung zur Geldwirtschaft in den Vordergrund rückt.
- Der Glaube, dass irgendwer die unbezahlte Arbeit schon tun wird, ohne dass man sich darum kümmern müsse, also die von mir sogenannte "Tischlein-deck-dich-Ökonomie" (Knobloch 2009), wird überwunden.
- Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, auf der das bestehende Wirtschafts- und Sozialsystem basiert, wird untersucht und drei Formen dieser Arbeitsteilung erkennbar: ge-

schlechtsspezifische Arbeitsteilung in der bezahlten Wirtschaft, in der unbezahlten Wirtschaft und zwischen diesen beiden Bereichen.

- Zwischen den bezahlten und den unbezahlten Wirtschaftsbereichen finden ständig Verlagerungen statt, deren Auswirkungen näher zu untersuchen sind. Wenn z.B. Tätigkeiten, die bisher unbezahlt verrichtet wurden, in den bezahlten Bereich verlagert werden, wächst das Bruttosozialprodukt, obwohl keine zusätzlichen Tätigkeiten geleistet werden. Ich bezeichne die Auswirkungen dieses Verlagerungsprozesses als "Pseudo-Wachstum".
- Die Diskussion um eine ausgewogene Work-Life-Balance erhält mit der Zunahme der unbezahlten Arbeit, die vom Umfang her für viele Menschen ähnlich gross ist wie die bezahlte Arbeit, eine zusätzliche Dimension, weshalb ich den Begriff zur "Work-Work-Life-Balance" erweitert habe (Knobloch 2009).
- Gleichstellung in der bezahlten Arbeit setzt Gleichstellung bei der unbezahlten Arbeit voraus: Insbesondere Führungspositionen in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik sind schwer zu erreichen, wenn man von der unbezahlten Arbeit nicht entlastet wird. Schon allein die mit diesen Stellen direkt verbundenen Aufgaben sind von einer Person allein während der normalen Arbeitszeit nicht zu bewältigen. Ich bezeichne diese Positionen deshalb als "No-jobs-for-one-alone". Am unteren Ende der Gehaltsskala befinden sich dagegen häufig Personen, die neben der bezahlten Arbeit auch einen Grossteil der unbezahlten Arbeit selbst verrichten (wollen oder müssen).

Handlungsmodell: vielfältig allgemein statt einseitig partiell

Auch für die Formulierung des Handlungsmodells einer Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit können wir auf die moderne philosophische Ethik zurückgreifen. Deren Aufgabe umreist der Philosoph Otfried Höffe im Lexikon der Ethik folgendermassen: "Dort, wo überkommene Lebensweisen und Institutionen ihre selbstverständliche Geltung verlieren, sucht die philosophische Ethik, von der Idee eines sinnvollen menschlichen Lebens geleitet, auf methodischem Weg und ohne letzte Berufung auf politische und religiöse Autoritäten oder auf das von alters her Gewohnte und Bewährte allgemeingültige Aussagen über das gute und gerechte Handeln." (Höffe 2008: 71f.) Einer modernen kritischen Ethik geht es demnach um Orientierung, um die immer wieder neue Suche nach einem verallgemeinerbaren Standpunkt. Eine wichtige Station im Entwicklungsprozess dieses Standpunkts ist die Goldene Regel, die auch in folgendem Kinderreim enthalten ist: "Was du nicht willst, was man dir tu', das füg' auch keinem andern zu." Weitere Stationen sind der unparteiische Zuschauer von Adam Smith und der kategorische Imperativ von Immanuel Kant sowie der diskursethische Universalisierungsgrundsatz von Jürgen Habermas. In all diesen Variationen steckt das gleiche Element: Es wird nach einem Grundsatz für verallgemeinerbares Handeln gesucht, der der menschlichen Vielfalt gerecht wird und an dem sich auch das wirtschaftliche Denken und Handeln von Männern und Frauen orientieren kann.

Dagegen sind die in der ökonomischen Standardtheorie trotz aller Kritik dominierenden Handlungsmodelle bis heute der "homo oeconomicus" und der "rational man". Auch viele der Erweiterungen dieser geschlechtslos konstruierten und am eigenen Nutzen orientierten Kunstfiguren haben den grossen Nachteil, dass sie von der Realität weit entfernt sind und für ein allgemeines Handlungsmodell zu partiell bleiben. Die entscheidenden Handlungsmotiva-

tionen z.B. bei personennahen Dienstleistungen und vielen unbezahlten Tätigkeiten lassen sich dadurch nicht erfassen. So kann der eigeninteressierte Nutzenmaximierer z.B. auf die Frage "Wer soll in Zukunft die für jede Gesellschaft notwendige unbezahlte Arbeit leisten?" keine sinnvolle Antwort geben. Was viele der unbezahlten Tätigkeiten kennzeichnet, ist, dass sie auf die Versorgung von Menschen gerichtet sind, von anderen wie auch der eigenen Person. Jeder Mensch ist zu bestimmten Zeiten von anderen extrem abhängig, auf jeden Fall als Kind und möglicherweise auch als kranker und alter Mensch. Im Lebensverlauf nehmen viele Menschen daher eine Doppelrolle ein, zunächst sind sie zu Versorgende, danach häufig Versorgende und später eventuell wieder zu Versorgende. Der Kern dieser Doppelrolle wird allein mit eigennützigem Verhalten nicht erfasst. Ein für die Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit plausibles Handlungsmodell ist von daher weiter zu fassen.

Für ihre Theorie des Sorgens geht die Ökonomin Maren Jochimsen von den genannten extremen Sorgesituationen aus, die gekennzeichnet sind durch eingeschränkte bzw. nicht vorhandene Handlungsfähigkeit und begrenzte Autonomie sowie durch sich daraus ergebende Asymmetrien und Abhängigkeiten. "Aus der Perspektive einer Theorie des Sorgens und damit ausgehend von der Annahme der Asymmetrie erscheint Symmetrie als ein Sonderfall, als ein spezieller Fall von Asymmetrie; die Zweiwegtransfers des Tausches erscheinen als Spezialfall von Einwegtransfers; Autonomie und Unabhängigkeit als Ausnahmen nicht als die Regel." (Jochimsen 2003: 50) Mit der Umkehrung der Prämissen – Autonomie und Unabhängigkeit als Spezialfall, beschränkte Handlungsfähigkeit und Abhängigkeiten als Normalfall – wird ein Handlungsmodell umrissen, das auch für eine Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit wegleitend sein kann, weil es allgemein genug ist, die Vielfalt des ökonomischen Handelns in Erwerbs- und Versorgungswirtschaft zu erfassen.

Fazit

Eine ökonomische Theorie der bezahlten und unbezahlten Arbeit kann an die Geschlechterforschung der vergangenen 40 Jahre sowie an die moderne Ethik und politische Philosophie anknüpfen. Auf dieser Grundlage lassen sich die normativen und geschlechtsspezifischen Voraussetzungen von Wirtschaft und Ökonomie herausarbeiten und aufzeigen, welche Bedeutung die unbezahlte Arbeit auch für moderne Wirtschafts- und Sozialsysteme hat. Durch eine solche kritische Vorgehensweise soll verhindert werden, dass sich soziale Ungleichheiten in Bezug auf Geschlecht, Klasse und Ethnizität (weiter) verstärken.

Literatur

- Höffe, Otfried (Hg.) (2008): Lexikon der Ethik, 7. Aufl., in Zusammenarbeit mit Maximilian Forschner, Christoph Horn und Wilhelm Vossenkuhl, München: C.H. Beck.
- Jochimsen, Maren (2003): Die Gestaltungskraft des Asymmetrischen – Kennzeichen klassischer Sorgesituationen und ihre theoretische Erfassung in der Ökonomik, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik 4(1), S. 38-51.
- Knobloch, Ulrike (2009): Sorgeökonomie als allgemeine Wirtschaftstheorie, in: Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik, 30/2009: Care Ökonomie: Neue Landschaften von feministischen Analysen und Debatten, S. 27-36.

Knobloch, Ulrike (2010): Geschlechterbewusste Wirtschaftsethik, Dossier Care Ökonomie: Nachhaltig geschlechtergerecht Wirtschaften und Leben, Berlin: Gunda Werner Institut: www.gwi-boell.de/web/wirtschaften-knobloch-geschlechterbewusste-wirtschaftsethik-1873.html

Pieper, Annemarie (2007): Einführung in die Ethik, 6. Aufl., Tübingen: Francke (UTB).

Ulrich, Peter (2010): Zivilisierte Marktwirtschaft. Eine wirtschaftsethische Orientierung, Bern – Stuttgart – Wien: Haupt Verlag.

Übersicht über Kurse und Programme an der Universität Fribourg zum Thema Gender

Gender auf Bachelorstufe

Auf Bachelorstufe werden in verschiedenen Disziplinen einzelne Gender-Kurse angeboten. Im Herbstsemester 2011 sind es die folgenden Kurse:

- "Die Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert" (Cathérine Bosshart)
- "Einführung in die Gender Studies" (Ulrike Knobloch)
- "Religion d'hommes, regards de femmes" (Nadine Weibel)

Gender auf Masterstufe

Neben- oder Spezialisierungsprogramm "Gender, Gesellschaft, Sozialpolitik/ Genre, Société, Politique sociale" (30 ECTS)

Dieses zweisprachige Masterprogramm besteht aus drei Modulen zu jeweils 15 ECTS, von denen die Studierenden zwei auswählen, so dass insgesamt 30 ECTS im Neben- oder Spezialisierungsprogramm erworben werden können.

Deutschsprachiges Modul "Gender, Sozialstaat, Sozialpolitik"

- Gender und soziale Gerechtigkeit (3 ECTS)
- Gender und Sozialpolitik (3 ECTS)
- Gender und Sozialstaat (3 ECTS)
- Seminararbeit zu einem dieser drei Kursthemen (6 ECTS)

Französischsprachiges Modul "Travail et genre en action"

- Séminaire: Le façonnement médical des rôles sociaux genrés (9 ECTS)
- Femmes, démocratie et vie politique (3 ECTS)
- Genre et travail (3 ECTS)

Zweisprachiges offenes Modul

Ins offene Modul werden Kurse der Universitäten Fribourg und Bern, Neuchâtel und Lausanne aufgenommen, die sich in den verschiedenen Disziplinen und Fachbereichen mit der Gender-Thematik auseinandersetzen.

Gender auf Doktoratsstufe

Bis Herbst 2012 läuft das ProDoc "Gender: Prescripts and Transcripts", das in Zusammenarbeit mit der Universität Bern durchgeführt wird und an dem mehrere Doktorandinnen der Universität Fribourg beteiligt sind. Eine Fortsetzung der Zusammenarbeit mit der Universität Bern ist auch über diesen Zeitpunkt hinaus geplant.

Nähere Informationen zu den Gender-Kursen und -Programmen: www.unifr.ch/gender

Unbezahlte Arbeit als Hemmschuh in der weiblichen Wissenschaftskarriere?

Einblicke in geschlechtsspezifische Unterschiede im privaten Lebenszusammenhang von Hochschulangestellten

Lena LIECHTI

University of Fribourg

Es ist eine gut dokumentierte Tatsache, dass der Frauenanteil mit steigender Hierarchiestufe im Universitätsbetrieb schrumpft. Die weibliche Wissenschaftskarriere ist undicht. Das heisst: Wo auf Diplomstufe noch ein leichter Frauenüberschuss vorherrscht, ist auf Ebene der Professur nur noch knapp jede sechste Stelle durch eine Frau besetzt. Ein Erklärungsstrang sucht die Ursachen dafür in den sich hartnäckig haltenden geschlechtsspezifischen Ungleichheiten in der Reproduktionssphäre. Studien aus der Schweiz zeigen drei Unterschiede. Erstens, dass sich weibliche und männliche Wissenschaftler an Schweizer Hochschulen teilweise erheblich in der privaten Lebensform unterscheiden. Zweitens, dass bei einer vergleichbaren Familiensituation Frauen stärker als Männer durch unbezahlte Arbeit belastet sind. Drittens zeigt sich für Wissenschaftlerinnen eine höhere Interdependenz zwischen Erwerbs- und Aussererwerbsbereich.

Geschlechtsspezifische Einbindung jenseits der Hochschule

„[...] Während der Jahre, wo er gleich nach dem Essen aufstand, um ins Labor zurückzukehren und dort ein schwieriges Experiment zu überwachen oder um in sein Arbeitszimmer unten im Haus zu gehen, während dieser Jahre war wiederum ich es, die all die Familienprobleme in die Hand nahm. So war er frei, sich ganz seiner Arbeit zu widmen, und er war äusserst erfolgreich, sowohl als Organisator wie auch als kreativer Forscher im Labor“ (Bernard 1964: 106 f.; zit. nach Beck-Gernsheim 1980: 69).

Mit diesen Worten beschreibt die Frau eines Wissenschaftlers in den 1960er Jahren ihren Ehealltag. Klar, die 1960er liegen einige Jahre zurück und die 1960er waren zugleich die Blütephase der bürgerlichen Kleinfamilie, wo die geschlechtsspezifische Spezialisierung der Männer auf Erwerbsarbeit und (wo erschwänglich) der Frauen auf Haus- und Familienarbeit nahezu perfekt war. Dieses Zitat beschreibt aber gut, was Beck-Gernsheim (1980) als „Anderthalb-Personen-Beruf“ bezeichnet. Nämlich, dass die Berufswelt implizit darauf ausgerichtet ist, dass sich mindestens noch eine „halbe Person“ (also ein halbes Pensum) um die Belange ausserhalb der Erwerbsarbeit kümmert. Es ist müssig, zu erwähnen, dass diese Rolle traditionell der (Ehe)Frau zugewiesen ist. Eine systematische Diskussion, ob dieser „Anderthalb-Personen-Beruf“ aktuell auf die Arbeitsanforderungen in der Wissenschaft zutrifft, würde an dieser Stelle zu weit führen. Ich will dieses Bild dennoch als Ausgangspunkt für die Argumen-

tation benutzen, dass Personen, welche mehr Zeit in einem gewissen Bereich opfern, diese Zeit nicht für andere Bereiche zur Verfügung haben. Wenn also bestimmte Personen – und hier denke ich an Frauen – systematisch häufiger mit unbezahlter Arbeit belastet sind, können diese weniger Arbeit in ihre Tätigkeit an der Hochschule investieren oder haben weniger Regenerationszeit. Ersteres kann direkt, letzteres indirekt zu Benachteiligungen in der wissenschaftlichen Karriere beitragen. Oder anders ausgedrückt: Wenn Männer an den Hochschulen stärker als Frauen durch eine Person von Aufgaben im Aussererwerbsbereich entlastet werden, ist auch ihre Verfügbarkeit für die Wissenschaft höher. Müsste also der Forscher aus dem obigen Zitat das Essen selber kochen und den Abwasch erledigen, er könnte nicht so schnell an seine Forschung zurück und wäre unter Umständen nicht so erfolgreich, wie es seine Frau beschreibt.

Wie es um die Verhältnisse im Aussererwerbsbereich von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Schweizer Universitäten und deren Implikationen für die wissenschaftliche Laufbahn steht, soll anhand dreier Studien im nächsten Abschnitt beleuchtet werden.

Empirische Ergebnisse für die Schweiz

Keine der drei Studien richtet ihren Fokus speziell auf den Aussererwerbsbereich im Leben von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Jedoch thematisieren sie diesen im Vergleich zu anderen Forschungen stärker. Alle Studien wenden unterschiedliche qualitative und quantitative Erhebungs- und Analysemethoden an. Die erste Studie erforscht die Möglichkeit von Teilzeitmodellen und Jobsharing für Dozierende an der Universität Basel (vgl. Mücke et al. 2006). Die zweite Studie wurde an der Universität Lausanne durchgeführt und sucht nach Hindernissen und Erleichterungen auf dem wissenschaftlichen Karriereweg (vgl. Fassa et al. 2008). Die dritte Studie „Geschlecht und Forschungsförderung“ (GEFO) beschäftigt sich mit der geschlechtsspezifischen Verlustrate in der akademischen Laufbahn in der gesamten Schweiz (vgl. Leemann/Stutz 2008).

Alle drei Studien zeigen, dass Wissenschaftlerinnen weniger häufig als ihre männlichen Kollegen in einer Partnerschaft oder Ehe leben und Kinder haben. Konkret lebt fast jede vierte Professorin der Universität Basel alleine, weitere 41% leben in kinderlosen Partnerschaften, nur rund ein Drittel hat Partner und Kind. Ganz anders bei den Männern: Von hundert Professoren sind nur fünf alleinstehend, ein Drittel lebt in einer Partnerschaft, die Mehrheit (62%) hat auch Kinder (Mücke et al. 2006: 42 f.). Unterschiede zeigen sich auch in der Erwerbsintegration der Partner und Partnerinnen. 70% der Partner der Mittelbauangestellten der Universität Basel, jedoch nur 30% der Partnerinnen arbeiten Vollzeit (ebd.: 207). Auf der Stufe der Professur arbeiten gar nur noch 14% der Partnerinnen (und 70% der Partner) in einem vollen Pensum (ebd.: 43 f.).

Diese Verhältnisse widerspiegeln sich sodann auch im Hausarbeits- und Betreuungsarrangement. Hier zeigt sich ebenfalls über alle Studien, dass die Wissenschaftlerinnen im Durchschnitt mehr Zeit mit Hausarbeit und Kinderbetreuung zubringen als Wissenschaftler und die Partner jeweils einen deutlich geringeren Beitrag leisten als die Partnerinnen. In Haushalten von Wissenschaftlerinnen wird zudem tendenziell ein grösserer Anteil der unbezahlten Arbeit durch Drittpersonen übernommen. An der Universität Lausanne gestaltet sich das Hausarbeits- und Betreuungsarrangement in Paar- und Familienhaushalten wie folgt: Knapp ein

Drittel der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen geben an, dass die Hausarbeit in ihrer Partnerschaft egalitär aufgeteilt ist. Allerdings tragen nur gerade 2% der männlichen Hochschulangehörigen die Hauptverantwortung für die Hausarbeit. Dieser Anteil ist mit 18% bei den weiblichen Angestellten doch deutlich höher. Auch werden nur 2% der Wissenschaftlerinnen bei der Hausarbeit grösstenteils durch ihre Partner entlastet. Dagegen übernimmt hierfür bei rund jedem fünften (21%) Wissenschaftler die Partnerin die Hauptverantwortung. Weitere 30% der Wissenschaftler und 18% der Wissenschaftlerinnen teilen die Hausarbeit in der Partnerschaft entsprechend dem Erwerbsspensum auf. Hier sei jedoch darauf hingewiesen, dass sowohl die Wissenschaftlerinnen als auch die Partnerinnen der Wissenschaftler im Schnitt ein tieferes Erwerbsspensum aufweisen und für sie somit der Anteil an geleisteter Hausarbeit höher ausfallen dürfte. Auch sind Drittpersonen in Haushalten der männlichen und weiblichen Wissenschaftler von unterschiedlicher Relevanz. 29% der Letzteren beanspruchen externe Haushaltshilfe, gegenüber 14% der Ersteren. Dieselben geschlechtsspezifischen Tendenzen sind auch bei der Kinderbetreuung zu beobachten (Fassa et al. 2008: 257-261). Wird das Ausmass der unbezahlten Arbeit unabhängig von der privaten Lebensform betrachtet, so zeigt sich dass die Privatdozentinnen und Titularprofessorinnen der Universität Basel im Schnitt 61% der Hausarbeit übernehmen. Dieser Anteil liegt bei den männlichen Kollegen mit 27% deutlich tiefer (Mücke et al. 2006: 148). Es ist an dieser Stelle aber auch erwähnenswert, dass auf der Ebene der Professuren in Basel die Partner und die Partnerinnen einen grösseren Anteil Haus- und Betreuungsarbeit leisten als die Professorinnen bzw. Professoren selbst (ebd.: 44-46). Auf dieser Stufe scheint man also in einem hohen Mass auf die Hilfe durch den Partner bzw. die Partnerin angewiesen zu sein. Oder aber es erreichen womöglich nur Personen diese Karrierestufe, die im Aussererwerbssbereich stark entlastet werden.

Es gibt in den privaten Lebensformen sowie in Hausarbeits- und Betreuungsarrangements also geschlechtsspezifische Unterschiede, wobei letztere in die Richtung einer traditionellen Rollenverteilung weisen. Im Folgenden soll betrachtet werden, welche Wechselbeziehungen zwischen Aussererwerbs- und Erwerbssbereich bestehen und ob ihnen geschlechtsspezifische Logiken innewohnen.

Im Einklang mit Ergebnissen aus der Vereinbarkeitsforschung berichten die Frauen auch hier in allen drei Studien häufiger als die Männer über Schwierigkeiten mit den Anforderungen in den unterschiedlichen Lebensbereichen, besonders wenn Kinder vorhanden sind. Gestützt wird dies durch die aus mehreren Studien hervorgehenden Befunde, dass die Geburt von Kindern für Wissenschaftlerinnen oft mit einer Reduzierung des Erwerbsspensums einhergeht. Bei Wissenschaftlern hat die Familiensituation kaum Konsequenzen auf die Stellenprozente. Die Nachteile aus Teilzeitarbeit können gravierend sein: Ein Dekanatsmitglied der Universität Lausanne spricht von "Selbstmord für die Wissenschaftskarriere" (Fassa et al. 2008: 277). Obwohl die Fallzahl laut den Autorinnen etwas gering ist, sollen hier zwei Ergebnisse der Zeitbudgeterhebungen aus der Lausanner Studie erwähnt werden. Erstens unterbrechen Frauen häufiger und länger als Männer wegen der Kinder ihre Arbeit an der Hochschule und zweitens verwenden Männer im Schnitt mehr Zeit für private, aber ausserfamiliäre Aktivitäten (ebd.: 265 f.). Die standardisierten Befragungen und vertiefenden Interviews dieser Studie zeigen ausserdem, dass Frauen das Leben in einer Partnerschaft aus einer beruflichen Perspektive häufiger als Belastung empfinden bzw. Partnerschaften viel gespaltenener gegenü-

berstehen als Männer, welche diese Lebensform geschlossener positiv bewerten. Ausserdem geben Frauen signifikant häufiger an, die Familiengründung aus beruflichen Gründen aufzuschieben (ebd.: 257 f.). Die folgende Formulierung einer Wissenschaftlerin an der Universität Lausanne zeigt zudem anschaulich, wie die Karrierechancen der Frauen als stark abhängig von den privaten Lebensumständen wahrgenommen wird: „C'est vrai que moi j'ai une position privilégiée pour faire carrière, dans le sens que je n'ai pas de famille, je suis seule, etc.“ (ebd.: 257).

Wenden wir uns zwei weiteren relevanten Aspekten einer wissenschaftlichen Karriere zu: der Mobilität und der Publikationsliste. Die Befragung der doktorierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der GEFO Studie zeigt, dass Frauen und Männer fünf Jahre nach dem Doktorat dieselbe geografische Mobilität aufweisen. Geschlechtsspezifische Unterschiede sind jedoch auszumachen, sobald die Einbindung in Partnerschafts- und Familienbeziehungen berücksichtigt wird. Hier haben Frauen grössere Mühe die Mobilitätsanforderungen zu erfüllen, da ihre Partner in der Regel eine tiefere Mobilitätsbereitschaft zeigen als die Partnerinnen der männlichen Wissenschaftler. Zudem folgen Wissenschaftlerinnen ihren Partnern häufiger an einen neuen Arbeitsort, als dies die Wissenschaftler für ihre Partnerinnen tun (Lee-mann/Stutz 2008: 73-79). Dies lässt sich wohl auch durch die oben aufgezeigte unterschiedliche Erwerbsintegration der Partner und Partnerinnen erklären. Wissenschaftlerinnen sind eher mit der Herausforderung konfrontiert, zwei Karrieren zu koordinieren und entsprechende Kompromisse in Kauf zu nehmen. Als eine Konsequenz davon könnte das Ergebnis gedeutet werden, dass Wissenschaftlerinnen eine geringere Vernetzung mit Forscherinnen und Forschern aus dem Ausland aufweisen (ebd.: 80). Die Studie zeigt zudem, dass sich eine Elternschaft weder für Frauen noch für Männer negativ auf die Publikationstätigkeit auswirkt. Es muss jedoch beachtet werden, dass sich der Publikationsoutput der Wissenschaftlerinnen im Schnitt auf einem tieferen Niveau als derjenige der Wissenschaftler bewegt (ebd.: 84-86).

Antworten und offene Fragen

Wird der Blick auf den privaten Lebenszusammenhang der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gerichtet, so manifestieren sich geschlechtsspezifische Unterschiede auf drei Ebenen. Erstens unterscheidet sich die private Lebensform zwischen weiblichen und männlichen Hochschulangestellten im Durchschnitt erheblich. Zweitens verbergen sich hinter den jeweiligen Lebensformen je geschlechtsspezifische Arrangements. Partnerschaft und Kinder beispielsweise implizieren in vielen Fällen für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht dasselbe, da die Frauen auch hier mehr unbezahlte Arbeit leisten bzw. Wissenschaftler ungleich stärker als Wissenschaftlerinnen durch die Partnerin entlastet werden. Und schliesslich hat diese geschlechtsspezifische Einbindung im privaten Lebenszusammenhang entsprechend unterschiedliche Konsequenzen für die Arbeit an der Hochschule: Die Erfolgchancen einer wissenschaftlichen Laufbahn scheinen vor allem für Frauen auch von der Familiensituation abhängig zu sein.

Wird die empirische Literatur für die Schweiz gesichtet, fällt auf, dass die Arrangements fast ausschliesslich in Paar- bzw. Familienhaushalten erfasst wurden. Wie sich die Situation in Einpersonenhaushalten gestaltet und ob auch hier geschlechtsspezifische Unterschiede in der unbezahlten Arbeit auszumachen sind, bleibt weitgehend im Dunkeln. Diese Forschungslücke

ist unter Umständen auf die breit vertretene Ansicht zurückzuführen, Partnerschaft und Familie seien (Re)Produktionsort geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Diese Sichtweise könnte zumindest den im Vergleich zu Männern relativ hohen Anteil allein lebender und kinderloser Frauen, besonders in den oberen Hierarchiestufen der Universitäten, erklären. Vielleicht besteht für Frauen in der Wahl dieser privaten Lebensform eine Möglichkeit, diesen Ort potenzieller Geschlechterungleichheiten zu umgehen und den Anforderungen in der Wissenschaft besser nachzukommen.

Die Empirie bleibt eine weitere Antwort schuldig. Nämlich diese auf die Frage nach dem Huhn und dem Ei. Frauen sind oft auf weniger privilegierten Stellen beschäftigt und haben im Schnitt ein tieferes Erwerbsspensum. Ob diese Frauen eher aus dieser Struktur heraus mehr unbezahlte Arbeit leisten und nicht umgekehrt die unbezahlte Arbeit die Verfügbarkeit für die Wissenschaft einschränkt, kann nicht abschliessend beantwortet werden.

Die Untervertretung der Frauen in oberen wissenschaftlichen Positionen kann sicher nicht alleine mit der geschlechtsspezifischen Ungleichheit in der Reproduktionssphäre begründet werden. Das Leck in der wissenschaftlichen Laufbahn der Frauen lässt sich auch nicht bloss durch fleissige Hausmänner stopfen. Die kürzlich im Rahmen des Bundesprogramms Chancengleichheit an allen Schweizer Hochschulen durchgeführte Erhebung „Akademische Laufbahn, Partnerschaft und Familie“ zeigt aber, dass in diesem Bereich Erkenntnis- und Handlungsbedarf besteht. Vielleicht bedeutet dies gar ein Schritt weg von der „Tabuisierung von familiären Verpflichtungen“ (Leemann/Stutz 2008: 90) und anderen ausserberuflichen Belangen in der Welt der Wissenschaft.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1980). *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*. Frankfurt: Fischer.
- Bernard, Jessie (1964). *Academic Women*. Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- Fassa, Farinaz; Kradolfer, Sabine und Paroz, Sophie (2008). *Enquête au Royaume de Matilda. La relève académique à l'Université de Lausanne*. In: *Pavie Working Papers*, NR. 1. Lausanne.
- Leemann, Regula Julia und Stutz, Heidi (2008). *Geschlecht und Forschungsförderung (GEFO). Synthesebericht*. Bern: Schweizerischer Nationalfonds.
- Mücke, Anja; Töngi, Claudia; Zölch, Martina und Mäder, Ueli (2006). *BALANCE- Teilzeitmodelle und Jobsharing für Dozierende. Forschungsbericht*. Basel: edition gesowip. Rückblick zur Tagung: „Genderregimes: Von makrosozialen regulativen Strukturen zur meso- und mikrosozialen (Umsetzungs-)Praxis“

Kinderreichtum dank Geschlechtergleichheit? Ein Vergleich von Deutschland und Frankreich.

Sarah KERSTEN

University of Fribourg

„Kinder kriegen die Leute von alleine.“

Diese Aussage des deutschen Bundeskanzlers Konrad Adenauer aus den 1950er Jahren spiegelt die damalige Haltung gegenüber familienpolitischen Maßnahmen wider. In Deutschland wurde Familie als reine Privatsache betrachtet, mit welcher der Staat keine Verpflichtungen verband. Heute ist offensichtlich, dass es sich dabei um eine Fehleinschätzung handelte. Bereits seit Ende der 1960er Jahre sinken die Geburtenraten in Europa drastisch und das durchschnittliche Alter der Bevölkerung steigt an. Doch nicht in allen Ländern fand dieselbe Entwicklung statt. Während die deutsche Geburtenrate mit 1,4 Geburten pro Frau eine der niedrigsten weltweit ist, liegt die des Nachbarlandes Frankreich annähernd beim Reproduktionsniveau (2,0 Geburten pro Frau). Ein weiterer Unterschied existiert in Bezug auf die endgültige Anzahl der Kinder. Zwar hat sich europaweit der Anteil von Mehrkindfamilien verringert, dennoch haben in Frankreich deutlich mehr Familien drei oder mehr Kinder als in Deutschland. So polarisiert sich die deutsche Gesellschaft in kinderlose Partnerschaften oder Zwei-Kind-Familien, während die durchschnittliche französische Familie aus zwei Kindern besteht.

Klassische Theorien begründen den Rückgang der Fertilitätsrate mit dem Anstieg der Frauenerwerbsquote (u.a. Becker 1991). Neuere Untersuchungen haben aber gezeigt, dass der Zusammenhang keineswegs konstant negativ ist, sondern im Gegenteil in manchen Ländern eine steigende Frauenerwerbsquote die Erhöhung der Geburtenrate fördert (vgl. Engelhardt 2009). Die einseitige Betrachtung des Handelns von Frauen wird der Komplexität der Fertilitätsentwicklung daher nicht gerecht. Die Analyse demographischer Entwicklungen unter Einbezug der Geschlechterverhältnisse einer Gesellschaft wird bislang eher vernachlässigt. Wird das Thema Geburten und Kinder behandelt, richtet sich die Aufmerksamkeit verstärkt auf das weibliche Geschlecht. McDonald (2000) belegt indes einen positiven Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Gleichstellung der Geschlechter innerhalb einer Gesellschaft und einer hohen Fertilitätsrate. Um länderspezifische Geschlechterverhältnisse zu erfassen, eignet sich das Konzept des Geschlechterarrangements von Pfau-Effinger (2000). Sie unterscheidet zwischen der Geschlechterkultur und Geschlechterordnung einer Gesellschaft, um das Wechselspiel zwischen kulturellen Leitbildern und institutionellen Bedingungen zu betonen, die das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in einer Gesellschaft bestimmen. Die zentralen Institutionen der Geschlechterordnung sind dabei die Familie, der Arbeitsmarkt und der Wohlfahrtsstaat. Die Geschlechterkultur einer Gesellschaft spiegelt sich in den Einstellungen der Individuen bezüglich der Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau wider. Dies zeigt sich

in konkreten Handlungsrahmen, beispielsweise in Form von Zuweisungen der spezifischen Arbeitssphären Erwerbsarbeit und Hausarbeit, aber auch mittels allgemein verbindlicher Werte und Normen zu geschlechtstypischem Verhalten.

Vor dem Hintergrund eines positiven Einflusses hoher Geschlechtergleichheit auf die Kinderanzahl in einem Land, wie es die Gender Equity Theorie zeigt, sollte das Geschlechterarrangement Frankreichs vergleichsweise offener für eine egalitäre Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern sein als in Deutschland. Es ist zu erwarten, dass die deutsche Geschlechterkultur und Geschlechterordnung von sehr viel traditionelleren Werten geprägt ist. Kann man also gleichzeitig davon ausgehen, dass die Einstellungen der Menschen mit der Geschlechterkultur übereinstimmen, stehen liberale Einstellungen mit einer hohen Geburtenrate im Zusammenhang, wie es die Gender Equity Theorie nahe legt? Sind also Franzosen im Vergleich zu Deutschen erheblich moderner eingestellt? Und welche Unterschiede in den Geschlechterarrangements der beiden Länder lassen sich finden?

Deutschland: Zwischen Modernisierung und Widerspruch

Für Deutschland zeigt sich eine Diskrepanz zwischen der institutionellen Ordnung und den kulturellen Normen auf individueller Ebene. Der soziale Wandel der letzten Jahrzehnte betrifft vor allem die außerhäusliche Lebensgestaltung von Frauen vor der Mutterschaft. Solange noch keine Familie gegründet wurde, existieren nur geringfügige Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Die Integration der Erwerbsbeteiligung in den Lebenslauf junger Frauen seit den 1970er Jahren bedeutete eine Angleichung an den männlichen Lebenslauf, während dieser weitgehend unverändert von Vollzeitberufstätigkeit geprägt ist. Der gegenwärtige Unterschied zwischen den Geschlechtern wird daher erst mit der Familiengründung sichtbar. Mehr als zwei Drittel der erwerbstätigen Mütter mit Kindern im Alter von drei bis fünf Jahren gehen in Deutschland einer Teilzeitbeschäftigung nach, Väter sind in jedem Alter des Kindes zu über 90 Prozent in Vollzeit beschäftigt. Da die stark individualisierte Mutter-Kind-Beziehung in den Jahren nach der Geburt noch immer das Bild der guten Mutter prägt, verzichten viele Frauen auf eine Berufstätigkeit und greifen auf das Hausfrauenmodell oder Zuverdienermodell zurück. Die väterliche Verantwortung bleibt peripher und bewegt sich innerhalb der zeitlichen Grenzen des männlichen Erwerbsverlaufs. Auch die Öffentlichkeit in Form der Familienpolitik spielt bezüglich der Betreuung nur eine marginale Rolle (Fagnani 2007). Der Staat übernimmt nur dann Familienpflichten, wenn die Familie sie nicht mehr selbst leisten kann. Dabei stehen finanzielle Unterstützungen an erster Stelle, das Kinderbetreuungssystem ist nicht bedarfsdeckend. Die Geschlechterordnung ist noch immer an der männlichen Versorgungsebene orientiert (Oechsle 1998), weshalb die Umsetzung anderer Familienmodelle erschwert wird. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf besteht daher meist aus individuellen Lösungen. Dies steht jedoch in starkem Widerspruch zu den gesellschaftlichen Werten von materieller und sozialer Unabhängigkeit des Individuum (Pfau-Effinger 2000). Für Frauen gilt die Autonomie aber vor allem für die Phase vor der Familiengründung, da die Mutterschaft durch institutionelle Vorgaben fest mit der Abhängigkeit eines Verdienenden verbunden ist. Dieser Umstand ist ein Paradox: Die Rolle der Mutter und Hausfrau hat an sozialer Anerkennung verloren, gleichzeitig ist die Wertschätzung für Kinder und die Anforderungen an Müt-

ter gestiegen. Die Mutterrolle und die damit verbundenen institutionellen Strukturen aber sind unverändert geblieben.

Anders als diese Entwicklungen es vermuten lassen würden, gestalten sich die Einstellungen, die die kulturellen Leitbilder der Gesellschaft widerspiegeln, fortschrittlich und der Geschlechtergleichheit aufgeschlossen. Daten des ISSP zeigen, dass besonders jüngere Menschen von 18 bis 40 Jahren eine liberale Einstellung bezüglich der Rollenverteilung haben. Dieser Trend erfolgt über alle Bildungsgruppen hinweg. Auch Eltern mit ein bis zwei Kindern sind einer egalitären Verteilung der Erziehungsaufgaben positiv gegenüber eingestellt. Besonders erwerbstätige Mütter zeigen eine deutliche Ablehnung traditioneller Arbeitsteilungsmuster, welche zunimmt, je stärker sie in den Arbeitsmarkt eingebunden sind. Für erwerbstätige Väter zeigt sich ein weniger starker Effekt. Zwischen Männern und Frauen gibt es insgesamt nur geringfügige Unterschiede, wobei Frauen tendenziell modernere Einstellungen haben, doch auch die Mehrheit der Männer stimmt beispielsweise einer stärkeren Eigenbeteiligung an Haushalts- und Erziehungsarbeit zu.

Frankreich: Geschlechtergleichheit in Maßen

Das französische Geschlechterarrangement ist sowohl von Gleichheit als auch Differenz geprägt. Der Gleichheitsgedanke ist seit der Französischen Revolution tief in der Gesellschaft verankert. Dies wird auch durch die Einführung der laizistischen Ideologie Ende des 19. Jahrhunderts und der Gleichbehandlung von Frauen und Männern beispielsweise hinsichtlich der Besteuerung sichtbar. Die materiellen Rahmenbedingungen für Familien unterscheiden sich zwar nicht sehr von denjenigen in Deutschland, gleichwohl setzen die staatlichen Maßnahmen in Frankreich konkret bei den Bedürfnissen der Eltern an und orientieren sich an einer pro-natalistischen Familienpolitik. Die Erziehung des Kindes ist nicht nur Aufgabe der Familie und besonders der Mutter, sondern die Verantwortung wird explizit auch dem Staat übertragen. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts entstanden vermehrt staatliche Betreuungseinrichtungen und Krippen. Diese Entwicklung ist allerdings weniger auf die Familienfreundlichkeit Frankreichs zurückzuführen, sondern vielmehr stand die Bestrebung im Vordergrund, wieder an demographischer Größe zu gewinnen, um die Verluste des Ersten Weltkrieges besser aufzufangen zu können (Ronsin 1997). Die familienorientierten Institutionen der Geschlechterordnung unterstützen auch heute noch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, und sind demnach in einem höheren Maße an der Gleichstellung der Geschlechter ausgerichtet als in Deutschland. Der größte Unterschied ist das gut ausgebaute Betreuungssystem für Kinder, welches europaweit die höchste Betreuungsdichte aufweist (Veil 2003). Nichtsdestotrotz fördern diese Maßnahmen vorwiegend die Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt. Die bestehende Rollenverteilung im Haushalt hat sich wie in Deutschland kaum verändert: Die Aufgabe der Kinderbetreuung außerhalb der Erwerbstätigkeit ist noch immer nach Geschlecht getrennt und der Mutter zugeordnet. Es existieren wenige Maßnahmen, Väter stärker einzubeziehen. In Frankreich sind deutlich mehr Mütter in Vollzeit erwerbstätig und ihr Lebenslauf dementsprechend stärker an den männlichen angeglichen als im Vergleich zu deutschen Frauen. Folglich müssen Französinnen im Fall einer Berufstätigkeit aber eine Doppelrolle erfüllen, im Gegensatz zu Männern, die nur unwesentlich in die Verantwortung der Kindererziehung einbezogen werden. Die Geschlechterkultur ist also in ähnlicher Weise wie die deut-

sche von traditionellen Werten geprägt, steht aber einer Geschlechterordnung gegenüber, die sich nicht an der Hausfrauenehe, sondern am Vereinbarkeitsmodell orientiert.

Die Einstellungen von Männern und Frauen zu Geschlechterrollen sind vergleichbar mit jenen der Deutschen: Besonders junge Menschen und Eltern zeigen sich einer egalitären Rollenaufteilung positiv aufgeschlossen, Männer sind geringfügig traditioneller eingestellt. Im Unterschied zu Deutschland allerdings hängen die Einstellungen von Müttern weniger von deren Berufstätigkeit ab. Insgesamt also zeigt sich auf der Ebene der Einstellungen in Frankreich ein modernes und der Gleichstellung der Geschlechter gegenüber offenes Bild. Doch sowohl in Deutschland als auch in Frankreich bleibt dieses Bild auf der ideologischen Ebene stehen und findet nur teilweise eine tatsächliche Umsetzung: Zeitstudien zeigen, dass Väter weniger als die Hälfte der Zeit für Haus- und Familienarbeit aufwenden, als im gleichen Ausmaß erwerbstätige Mütter. Dieses Muster zeigt sich leicht verschärft auch in Deutschland (Peuckert 2008).

Gleichheit gleich Gleichheit?

Konrad Adenauer lag schon damals falsch mit seiner eingangs zitierten Aussage. Die Menschen bekommen zwar von alleine Kinder, dies geschieht aber immer auch in Abhängigkeit der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Die deutsche Politik in der Mitte des 20. Jahrhunderts hat ignoriert, dass die Schaffung familienfreundlicher Umstände die Senkung der Geburtenrate möglicherweise verhindert hätte. Im Gegensatz zu Frankreich wurde Familie als reine Privatangelegenheit erklärt. Die Modernisierung der Einstellungen auf individueller Ebene zu den Aufgabenbereichen von Frauen und Männern konnte diese politische Haltung jedoch nicht beeinflussen. Deutsche und Franzosen sind ähnlich liberal eingestellt, in Deutschland jedoch wird die Umsetzung entsprechender Familienmodelle durch die im Vergleich nur langsamen Veränderungen der Institutionen der Geschlechterordnung verhindert. Doch auch im geburtenstarken Frankreich ist bei genauerer Betrachtung eine Gleichstellung der Geschlechter noch lange nicht umgesetzt. Auf der einen Seite steht zwar eine individualorientierte Familienpolitik, die es Eltern ermöglicht, Beruf und Familie zu vereinbaren, und damit die hohe Geburtenrate und kinderreiche Familien fördert. Auf der anderen Seite allerdings kam es zu einer Verschärfung der Geschlechterunterschiede. Es sind zum größten Teil Frauen, die ihren Aufgabenbereich um die Erwerbstätigkeit erweitert haben. Eine ähnliche Erweiterung des Arbeitsbereichs der Männer um Haushalts- und Familienarbeit hat aber gleichzeitig nicht stattgefunden. Dies ist besonders erstaunlich, da die modernen Einstellungen vermuten lassen, dass die Rollenverteilung geschlechtsunspezifisch erfolgt. Der Einstellungstrend manifestiert sich allerdings kaum im Alltagsverhalten. Zwischen den Idealvorstellungen der Menschen und der tatsächlichen Umsetzung liegen erhebliche Diskrepanzen.

Hinsichtlich des Zusammenhangs der Geburtenrate und einem egalitären Geschlechterverhältnis muss ein skeptisches Fazit gezogen werden. Zwar fördert die Gleichstellung der Geschlechter auf politischer Ebene der Geschlechterordnung die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, und damit wie dies in Frankreich der Fall ist, die Geburtenrate. Dennoch ist dies nicht gleichbedeutend mit einer Gleichstellung der Geschlechter auf allen Ebenen, wie sich bei der Realisierung der Geschlechterverhältnisse zeigt. Frankreich ist Deutschland zwar einen Schritt voraus, aber wenn von der hohen Geburtenrate die Rede ist, sollte nicht vernachlässigt

werden, unter welchen Voraussetzungen diese erreicht wird, und dass eine tatsächliche Gleichstellung erst erfolgt ist, wenn aus den Einstellungen auch tatsächliches Handeln wird.

Literatur

- Becker, Gary Stanley (1991): *A treatise on the family*. Enlarged edition. Cambridge, Mass.: Harvard.
- Engelhardt, Henriette (2009): Zum Wandel der Korrelation von Fertilität und Frauenerwerbstätigkeit in Raum und Zeit: Eine empirische Analyse unter Berücksichtigung der Effekte ausgewählter sozialer Indikatoren. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 21, H. 3, S. 246–264.
- Fagnani, Jeanne (2007): Family policies in France and Germany. Sisters or distant cousins? In: *Community Work and Family*, Jg. 10, H. 1, S. 39–56.
- McDonald, Peter (2000): Gender equity, social institutions and the future of fertility. In: *Journal of Population Research*, Jg. 17, H. 1, S. 1–16.
- Oechsle, Mechthild (1998): Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen. In: Mechthild Oechsle und Birgit Geissler: *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. Opladen: Leske + Budrich (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 14), S. 185–200.
- Peuckert, Rüdiger (2008): *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Pfau-Effinger, Birgit (2000): *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ronsin, Francis (1997): *La population de la France de 1789 à nos jours. Données démographiques et affrontements idéologiques*. Paris: Seuil. S. 17–68.
- Veil, Mechthild (2003): Kinderbetreuungskulturen in Europa: Schweden, Frankreich, Deutschland. In: *Erwerbstätigkeit von Frauen und Kinderbetreuungskultur in Europa (Aus Politik und Zeitgeschichte, 44)*, S. 12–22.

Variationen der Gleichstellung von Frau und Mann: Weltweit und innerhalb der Schweiz

Michael NOLLERT

University of Fribourg

Frauen sind nicht in allen Regionen der Weltgesellschaft gleichermassen benachteiligt. In Saudi-Arabien z.B., immerhin Mitglied des UN-Menschenrechtsrats, dürfen Frauen z.B. ohne die Erlaubnis der Regierung keine Ausländer heiraten; sie dürfen keinen Nicht-Muslim heiraten, keine Motorfahrzeuge oder Velos fahren und nur hinter geschlossenen Türen Sport treiben; vom Arbeitsplatz und von öffentlichen Einrichtungen werden sie fern gehalten; in öffentlichen Verkehrsmitteln sitzen sie hinten und dürfen ohne Zustimmung eines männlichen Vormunds weder reisen, studieren, heiraten, arbeiten noch Rechtsgeschäfte tätigen. Dabei wird die saudische Polizei von den ca. 3500 männlichen Mitgliedern der Religionspolizei unterstützt, die sich auf die Kontrolle der öffentlichen Kleiderordnung und Einhaltung wahabitischer Verhaltensstandards konzentriert (siehe <http://www.alifta.com/Default.aspx>).

Immerhin dürfen saudische Frauen seit 1966, d.h. drei Jahre nach Abschaffung der Sklaverei, eine Schule besuchen und Berufe ausüben, bei denen sie nicht mit Männern zusammenkommen. Auch verfügen sie über bedeutend mehr Rechte als die ca. 1.5 Mio. ausländischen, häufig immer noch wie Sklavinnen gehaltenen Hausangestellten. Zudem müssen sie im Unterschied zu den Männern wie Kinder und Behinderte nicht am *Jihad* gegen Ungläubige teilnehmen, werden bei Apostasie (Abfall vom Glauben) nur mit einer lebenslangen Freiheitsstrafe, bei homosexuellen Handlungen nur mit Peitschenhieben bestraft und werden bei Hexerei, Blasphemie, unehelichem Sex oder Ehebruch in der Regel nicht mittels öffentlicher Enthauptung getötet.

Am anderen Ende des Spektrums finden wir vor allem skandinavische Länder. Gemäss *Global Gender Gap Index 2010* ist die Gleichstellung bislang in Island, Finnland, Norwegen und Schweden am stärksten realisiert. Die Schweiz liegt nicht zuletzt dank der starken Präsenz von Frauen in der Regierung auf Rang 10 und damit noch vor Deutschland (13) und den USA (19). Bemerkenswert ist dabei, dass die Elfenbeinküste, Mali, Tschad, Pakistan und Jemen noch tiefere Indexwerte aufweist als Saudi-Arabien (Rang 129). Das rührt vor allem daher, dass die saudischen Frauen im Vergleich zu den Frauen in den fünf Ländern vergleichsweise wenige Bildungs- und Gesundheitsdefizite gegenüber den Männern aufweisen.

Ein ähnliches Spektrum vermittelt auch der neue, etwas weniger komplexe *Gender Inequality Index 2010* des Human Development Reports 2010 (United Nations Development Programme 2010), der Ungleichheiten in der Arbeitswelt, in Bildung, Politik und Gesundheit erfasst. Spitzenreiter sind bei diesem Ranking die Niederlande, gefolgt von Dänemark, Schweden, Schweiz und Norwegen. Am Ende der Rangliste finden wir Jemen, Papua-Neu Guinea sowie einige afrikanische Länder.

Auch wenn die Schweiz internationalen Vergleichen zufolge Spitzenränge punkto Gleichberechtigung und Gleichstellung einnimmt, liegen doch vor allem die Ungleichheiten in der Arbeitswelt auf der Hand. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Verteilung der Produktions- und Reproduktionsarbeit. So dominieren die Männer nach wie vor bei den bezahlten Normalarbeitsverhältnissen, während die Frauen bei der unbezahlten Familien-, Haus- und Care-Arbeit und den atypischen Erwerbsarbeitsverhältnissen übervertreten sind. Hinzu kommt, dass die Frauen selbst bei gleichen Qualifikationen noch immer durchschnittlich weniger als die Männer verdienen. Von daher belegt die Schweiz beim *Global Gender Gap Index* auf der Dimension *economic participation and opportunity* lediglich Rang 30 und auf der Teildimension *wage equality for similar work* gar nur Rang 67.

Die internationalen Vergleiche dürfen jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass es innerhalb von Ländern regionale Unterschiede gibt. Das trifft insbesondere für Nationalstaaten zu, die wie die Schweiz den territorialen Subeinheiten einen grossen politischen Handlungsspielraum gewähren. So dokumentierte der Frauen- und Gleichstellungsatlas von Bühler (2001) für die Städte in der Romandie, allen voran Genf, die geringsten und für die ländlichen Gebiete und städtischen Agglomerationen in der Deutschschweiz, insbesondere die Kantone Uri und Nidwalden, die grössten Gleichstellungsdefizite. Eine Studie von BASS (2008) zeigt zudem, dass nicht erklärbare Lohndefizite der Frauen im Tessin besonders gross (52%) und im Kanton Zürich (32%) und in der Genferseeregion (35%) vergleichsweise gering sind.

Allerdings bleiben beide Studien eine Antwort auf die Frage schuldig, welche strukturellen und kulturellen Ursachen für die Unterschiede verantwortlich sind. Im vom Nationalfondsprogramm 60 (Gleichstellung der Geschlechter) unterstützten Forschungsprojekt *Geschlechtsspezifische Ungleichheiten in der schweizerischen Arbeitswelt* versuchen wir (Ruedi Epple, Martin Gasser, Sarah Kersten, Sebastian Schief) Unterschiede zwischen den Kantonen empirisch zu eruieren und mittels soziologischer Theorien zu erklären. Im Vordergrund stehen dabei die selbst im internationalen Vergleich grossen Ungleichheiten in der Arbeitswelt (Erwerbs-, Familien-, Haushalts-, Pflege- und Freiwilligenarbeit) und politisch-institutionelle Einflussfaktoren.

Auch wenn noch keine definitiven Befunde vorliegen, replizieren aktuelle Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) die erklärungsbedürftigen massiven interkantonalen Unterschiede. Deutliche Unterschiede sehen wir z.B. bei der Beschäftigungsquote der Frauen (Tessin sehr tief, Uri und Obwalden sehr hoch), den Differenzen bei der Verteilung von Erwerbsarbeit und Familien-/Haushaltsarbeit (starke männliche Dominanz bei der Erwerbsarbeit in Glarus, geringe weibliche Dominanz bei der Familien- und Haushaltsarbeit in Schaffhausen), bei den Differenzen in der Gesamtarbeitszeit (hohes Stundenplus der Männer im Jura, hohes Stundenplus der Frauen im Tessin) und der geschlechtsspezifischen Segregation von Berufen (sehr stark in der Innerschweiz und in beiden Appenzell). Zudem zeichnet sich der in internationalen Vergleichen erkennbare Befund (Miranda 2011) ab, wonach mit einer ansteigenden Beschäftigungsquote der Frauen zwar der zeitliche Aufwand der Frauen für die Familien- und Haushaltsarbeit abnimmt, nicht aber - wie zu erwarten wäre - der Aufwand der Männer für die Familien- und Haushaltsarbeit ansteigt.

Literatur

- BASS (2008) Analyse der Löhne von Frauen und Männern nach der Lohnstrukturerhebung 2008. Bern: Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien.
- Bühler, Elisabeth (2001) Frauen- und Gleichstellungsatlas der Schweiz. Zürich: Seismo.
- Miranda, Verlee (2011) Cooking, Caring and Volunteering: Unpaid Work around the World. OECD Social and Employment and Migration Working Papers No. 113.
- United Nations Development Programme (2010) Human Development Report 2010. New York: UNDP.
- World Economic Forum (2010) The Global Gender Gap Report 2010. Geneva: WEF.

„Ich rechnete beim Aufwachen und beim Einschlafen, (...) kalkulierte alle vorhandenen und nicht vorhandenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit“

Michèle AMACKER

University of Fribourg

Im Folgenden geht es um Menschen, die rechnen, rechnen müssen, weil sie zwar nicht als arm bezeichnet werden können, sich aber auf einer materiellen Basis bewegen, die zu dünn ist, um sich in Sicherheit zu wiegen. Es geht um Menschen, in prekären sozialen Lagen.¹ Dabei werden zwei soziologische Diskussionsstränge zusammengebracht, die meist unabhängig voneinander diskutiert werden: Es geht einerseits um Menschen in prekären Lebenslagen in der Schweiz, andererseits um die Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit im Haushalt. Warum lohnt es sich, diese beiden Themen – Prekarität und Care-Arbeits-Arrangements – zusammenzudenken?

Zweifach benachteiligt

Es lohnt sich aus mindestens zwei Gründen, die nicht auf den ersten Blick sichtbar sind:

- Erstens trifft die Art und Weise, wie unbezahlte Arbeit im Haushalt (also Hausarbeiten, aber auch Kinderbetreuung und Pflege oder Betreuung von alten oder kranken Menschen) organisiert sind, nicht alle Menschen in einer Gesellschaft gleich. Wer sich in einer prekären Lebenslage befindet, ist benachteiligt, wenn sogenannte Care-Arbeiten vor allem den privaten Haushalten überlassen werden (wie dies etwa in der Schweiz der Fall ist). „Die Betreuung und Pflege von Kranken und Betagten zu Hause wird von der öffentlichen Hand und von den Versicherungen kaum mitgetragen: 75 Prozent dieser Kosten müssen heute durch die Haushalte getragen werden“ (Lanz 2011: 75). Denn Care-Leistungen von Professionellen ausführen zu lassen, ist teuer. Nicht alle Haushalte können sich dies leisten. So sind jene, die weniger materielle Mittel zu Verfügung haben, in einem solchen System benachteiligt: „(...)policies seem to assume as given the presence of family carers, without really addressing their actual availability and the effect that caregiving obligations have on their life chances and well-being. Furthermore, whereas social inequalities among care-dependent persons

¹ Bei der Analyse einer prekären soziale Lage werden hier neben den Dimensionen der individuellen Lebenslage (Erwerbsarbeit, Einkommen, Gesundheit, soziales Netz, Wohnen) auch der Lebensverlauf sowie der Haushaltskontext mit einbezogen. Schliesslich wird nebst diesen objektiven (materiellen und immateriellen) Dimensionen auch die subjektive Dimension betrachtet, das heisst, wie die prekäre Lebenslage wahrgenommen wird (vgl. Amacker 2011).

are a more or less explicit focus of policies, social inequalities among family caregivers are not” (Saraceno 2010: 41).

Es handelt sich hier also um soziale Ungleichheiten, das heisst um strukturelle Benachteiligungen von Menschen in prekären Lagen, hervorgerufen durch die Art und Weise, wie Care-Arbeit organisiert wird, also durch das spezifische Care-Regime der Schweiz oder der unterschiedlichen Kantone.

- Es gibt einen zweiten Grund, warum es Sinn macht, über Prekarität und Care-Arbeit gemeinsam nachzudenken. Denn damit ist eine weitere Benachteiligung verbunden, eine gender-spezifische: „Rund 70 Prozent der unbezahlten Pflege- und Betreuungskosten werden von Frauen erbracht, vor allem von den über 50-Jährigen“ (Madörin 2010, zit. nach: Lanz 2011: 75). Das heisst konkret: Nicht nur Menschen in prekären Lagen sind speziell betroffen, wenn Care-Arbeit den privaten Haushalten angelastet wird, sondern auch Frauen. Denn was oft vergessen wird, wenn über die Verteilung von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit gesprochen wird: Wer Care-Arbeit leistet, bezahlt dafür. „Unpaid care imposes costs on those who provide it in the form of financial obligations, lost opportunities and foregone wages – which is not to deny that it also generates intrinsic rewards, stronger family and social ties and good quality services for dependents” (Folbre 2006 in: Razavi 2007: 12). Nicht nur materielle Einbussen – etwa durch einen tieferen Lohn – sind hier also gemeint, sondern eingeschränkte Lebenschancen ganz allgemein. Ein gutes Beispiel hierfür ist etwa die geringe Möglichkeit einer beruflichen Karriere, da diese (noch immer) an hohe zeitliche Verfügbarkeit, an grosse Zeitressourcen geknüpft ist; und beides fehlt Menschen, die im grossen Umfang unbezahlte Arbeiten zu leisten haben.

Zusammenfassend bringt dieses Zitat die eben aufgezeigten Zusammenhänge, die sozialen und die geschlechterspezifischen Ungleichheiten, auf den Punkt: “(...) data on patterns of intergenerational support indicate that there seems to be a substitution effect within the care package: the fewer public services provide, the more the recourse to family or market care. However precisely this mechanism places a heavier burden on family carers – the spouses and children, particularly those in low-income households who cannot take recourse to the market. Research data indicate, in fact, that not only the lower the parents’ socioeconomic status, the higher their (female) children’s involvement, but also the lower the children’s economic status, the higher their (female) involvement in hands on care” (Saraceno 2010: 41). Dieser Zusammenhang ist überdies kein neuer, wie jüngere historische Analysen zeigen: „Bei den geltenden Normen sind jene die gedrücktesten aller Hausfrauen, die mit ihrer Hausarbeit ein Existenzminimum auszuschlachten haben und zugleich noch ganz oder teilweise den Unterhalt der Familie verdienen müssen, weil der Erfüllung all ihrer hausmütterlichen Pflicht keine oder keine genügende ‚Ernährung‘ durch den sogenannten Ernährer gegenübersteht. Ihre Lage ist umso prekärer, je mehr Kinder sie haben. (...)“

Dass die Hausfrauen dieser Klasse eindeutig schlechter stehen als die Ehemänner, liegt auf der Hand. Einmal haben sie schlechtere Erwerbchancen als ihre Gatten. (...) Sie erwartet bei

ihrer Heimkehr weder eine saubere Wohnung noch ein gedeckter Tisch. Nach getaner Arbeit darf sie sich neuerdings in die Arbeit stürzen“ (von Roten 1996 [1958]: 434f).²

Familienernährerinnen – wie im eben genannten Zitat aus den Sechzigerjahren – gehören zu einer von mehreren Gruppen mit spezifischen Merkmalen, die im Rahmen eines Nationalfondsprojektes³ zu Strategien von Haushalten in prekären Lagen inhaltsanalytisch vertieft untersucht wurden. Eine weitere Gruppe aus dem Sample von insgesamt 75 Haushalten (bzw. befragten Haushaltsmitgliedern) bilden alleinstehende, ältere Frauen, die vorzeitig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind. Diese beiden Gruppen sollen im Folgenden kurz anhand je eines Fallbeispiels skizziert werden; dabei wird nebst der Beschreibung ihrer spezifischen, prekären Lage vor allem auch die Lebensführung der Interviewten analysiert:

Fallbeispiel 1: Fragile Ordnung von bezahlter und unbezahlter Arbeit

Anders als in gängigen Debatten zu Prekarität beschrieben, ist die prekäre Lebenslage von Enrica Seiler⁴ (42 Jahre) nicht auf ihre Erwerbssituation zurückzuführen: Sie arbeitet seit mehr als zehn Jahren vollzeitlich als Krankenschwester in einem städtischen Krankenhaus; hat also eine sichere berufliche Position mit einem mittleren Einkommen. Die Prekarität ihrer Lebenslage entsteht vielmehr auf Haushaltsebene: Denn mit ihr im Haushalt lebt ihr Ehemann und Vater ihrer drei gemeinsamen Kinder im schulpflichtigen Alter. Gemeinsam reicht ihr Einkommen gerade, um die fünfköpfige Familie zu finanzieren; eine kleine Wohnung wird aufgrund des relativ kurzen Arbeitsweges, der bezahlbaren Miete und der Nähe zu Grosseltern in Kauf genommen. Die Interviewte begründet ihre Erwerbsstrategie vor allem aus strukturellen, ökonomischen Gründen: „Mein Mann hat nicht viel grössere Möglichkeiten um ... also es wird nicht so sein, dass er die Familie ernähren könnte (...), weil er halt keine Ausbildung hat. Er wird immer Hilfsarbeiterjobs machen müssen“ (HH3). In diesem Zitat wird der enge, wahrgenommene Handlungsspielraum der Familienernährerin deutlich. Zudem zeigt sich die ständige Angst der Interviewten, den Lebensunterhalt der Familie nicht mehr sichern zu können und damit ihre soziale Position zu verlieren: „Wenn ich jetzt meinen Job verlieren würde, was wäre dann? Ich bin ja quasi die, die das Geld nach Hause bringt“ (HH3). Enrica Seiler ist einerseits froh, dass ihre Anstellung Wochenend- und Nachtarbeit mit sich bringt; anders wäre die Betreuung der drei Kinder für den Haushalt auch gar nicht zu bewältigen: Ihr Partner ist jeweils mittags wieder zu Hause, sie arbeitet häufig bis in den Abend hinein. Dennoch bleiben auch in diesem Work-Care-Modell Versorgungslücken: Nicht selten arbeiten beide am Wochenende. So zeigt sich eine weitere Ressource, die unerlässlich ist, wenn dieses zeitlich enge Arrangement funktionieren soll: ein soziales Netz, hier die Grosseltern der Kinder und einige Nachbarsfamilien, die (zuverlässig, aber flexibel) einen Teil der Sorgearbeit überneh-

² Iris von Roten (1917-1990) war Juristin, Journalistin und Frauenrechtlerin. Ihr Buch „Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau“ (1958) sorgte seinerzeit in der Schweiz für viel Aufruhr, stand doch eine erneute Abstimmung zur Einführung des Frauenstimmrecht gerade bevor (und wurde abgelehnt).

³ Das qualitative, komparative Forschungsprojekt, das am deutschsprachigen Lehrstuhl für Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit unter der Leitung von Prof. M. Budowski durchgeführt wird, befasst sich mit Strategien von Haushalten in prekären Lebenslagen in vier Ländern.

⁴ Anonymisierter Name.

men. Würde diese informelle Hilfe fehlen, wie dies bei anderen Interviewten der Fall ist, würde die fragile Ordnung von bezahlter und unbezahlter Arbeit empfindlich gestört oder gar unmöglich: denn familienexterne, formelle (bezahlte) Kinderbetreuung könnte sich dieser Haushalt kaum oder nicht leisten (zumal subventionierte Krippen- oder Hortplätze knapp sind).

Zentral ist nun aber, dass die Lebensführung der interviewten Familienernährerin nicht nur von materieller, sondern auch von zeitlicher Knappheit geprägt ist. Denn die Interviewte fühlt sich – trotz Hilfe ihres Partners – mehrheitlich verantwortlich für die Betreuung der Kinder sowie das Funktionieren der gesamten Haushaltsabläufe: „Es hat sich eher verschlechtert, weil ich einfach mehr Schicht arbeiten muss. Ich bin oft am Abend nicht zu Hause (...) und eben mein Mann kann nicht so gut Deutsch und dann kann er den Kindern nicht so gut bei den Hausaufgaben helfen und wenn ich jetzt vier oder fünf Spätdienste am Stück habe, dann sehe ich die Kinder auch fast nie. (...) dann habe ich so das Gefühl, ich habe irgendwie den Überblick nicht mehr“ (HH3). Die Schichtarbeitszeiten ermöglichen also einerseits das Work-Care-Modell des Haushalts, andererseits nimmt sie die langen Arbeitszeiten, die unterschiedlichen Anforderungen von Erwerbs- und Familienarbeitsphäre auch als belastend wahr und würde – wäre es wirtschaftlich möglich – gerne ihre Erwerbstätigkeit zugunsten von mehr Familien- und Eigenzeit reduzieren. Doch daran ist zurzeit nicht zu denken: „Ich bringe den Hauptlohn heim, und was wäre, wenn ich nach diesem Bandscheibenvorfall nicht mehr auf diesem Job arbeiten könnte? (...) da haben wir nicht viel Spielraum. (...) Weil wir immer gerade so rauskommen Ende Monat“ (HH3).

Fallbeispiel 2: Nicht-Anerkennung von Care-Arbeit

Ganz anders als die von zeitlicher Knappheit geprägte prekäre Lebenslage von Enrica Seiler sieht das Leben von Marta Gut (58 Jahre) aus: „sehr eintönig, ja. Weil ich bin alleine mit der Katze und ich habe zwar einen Sohn, aber der arbeitet ja und mein Mann ist gestorben vor zwei Jahren. Hat sehr leiden müssen. Darum musste ich aufhören zu arbeiten“ (HH10). Sie hat ‚freie‘ Zeit von morgens bis abends, über die sie aber kaum verfügen kann, da diese Zeit längst alle Bedeutung verloren hat. Sie wird vielmehr zur grossen Belastung für die Interviewte. Seit dem Tod ihres Partners versucht Marta Gut, nach fast zehnjähriger Pflege ihres Partners zu Hause, wieder eine Erwerbsstelle zu finden: „Aber es ist chancenlos: (...) Sie sind zu alt, Sie sind zu teuer“ (HH10). Inzwischen ist sie ausgesteuert und hoffnungslos: „Man kommt sich sehr sehr wertlos vor, ich habe schon oft gedacht: hättest du mich nur mitgenommen [in den Tod; in Gedanken zu ihrem verstorbenen Mann]“ (HH10). Die Prekarität ihrer Lebenslage entsteht durch das vorzeitige Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, das damit einhergehende langsame Verschwinden ihres sozialen Netzes, die materiellen Sorgen (sie lebt von Erspartem und von der Witwenrente) sowie den zunehmenden psychischen Problemen, die ebenfalls auf ihren ‚unsichtbaren‘ sozialen Status zurückzuführen sind: „Ich habe mich verändert, negativ (...) früher habe ich mehr Freude gehabt und äh, man erlebt sehr wenig“ (HH10).

Was erzählt nun dieses Fallbeispiel über die oben eingeführten Zusammenhänge? Der Blick auf den Lebenslauf von Marta Gut ist erhellend und zeigt, was in Debatten zur Vereinbarkeit von Care-Arbeit und Erwerbstätigkeit selten angesprochen wird: dass auch die Pflege von Erwachsenen Menschen – nebst der Betreuung von Kindern – ein zentrales und wohl in

naher Zukunft immer wichtigeres Thema werden wird. Marta Gut wollte als junge Frau eine Ausbildung als Krankenschwester machen. Doch sie hat den Ausbildungsplatz nicht bekommen, weil sie zu einfühlsam war, wie man ihr sagte. Bereits in den Probemonaten vor Ausbildungsbeginn hat sie neben der regulären Arbeitszeit (unbezahlt) Menschen im Spital betreut, die allein mit der formellen Pflege nicht genügend versorgt gewesen wären. Sie heiratet schliesslich früh und ohne Ausbildung, hat bald einen Sohn und arbeitet daneben als Aushilfe temporär an unterschiedlichsten Orten: im Service, Verkauf, als Hauswartin. In all den Jahren hat sie zudem sehr viel unbezahlte Care-Arbeit geleistet: „Dann haben wir den Kinderwagen, alles gepackt und beide [Kinder der kranken Bekannten] mitgenommen. Dann habe ich auf einmal drei Kinder gehabt. Dann habe ich noch eine Frau gehabt im Haus, der habe ich die Wäsche gemacht und das Mittagessen raufgebracht und einem Nachbarn habe ich die Wäsche gemacht und den Garten und so“ (HH10). Schliesslich pflegt sie ihre Schwiegereltern bis zu deren Tod und begleitet während vieler Jahre ihren kranken Partner rund um die Uhr. Diese unbezahlten Fürsorgetätigkeiten kann sie allerdings nicht als Arbeit im engeren Sinne geltend machen. Und zwar in dreifacher Weise: Einerseits erfährt sie für diese Arbeit keine gesellschaftliche Anerkennung, etwa durch Freunde und Bekannte. Gleichzeitig kann sie diese Tätigkeiten und darin erworbene Erfahrungen auch gegenüber dem Arbeitsmarkt nicht sichtbar machen: die Aufmerksamkeit liegt bei der fehlenden Erwerbstätigkeit der letzten Jahre, sie wird als ‚nicht-arbeitend‘ eingestuft, mit entsprechend grossen Schwierigkeiten, später wieder eine bezahlte Stelle zu finden. Und schliesslich kommt wie erwähnt die Benachteiligung durch die Institutionen des Sozialstaates hinzu: Zum einen äussert sich dies in der direkten Nicht-Anerkennung von Care-Arbeit, wie etwa das folgende Zitat aus einem anderen Interview zeigt: „Er wollte unbedingt, dass ich arbeite halbtags, ich habe gesagt: Hören Sie, ich will halbtags arbeiten, aber ich kümmerge mich um meine Mutter, ich kann mich nicht anstellen lassen gegen Bezahlung. „Wenn Sie nicht arbeiten wollen, sage ich ihnen gleich jetzt, dann werden sie keine IV bekommen“ (HH12). Zum anderen gleicht die institutionelle Benachteiligung einer späten Bestrafung für die unbezahlt geleistete Arbeit, indem etwa tiefere Altersrenten aufgrund von Teilzeitarbeit, niedrigen Löhnen oder Erwerbsunterbrüchen zu erwarten sind.⁵

Vergleich: Keine blinden Flecken mehr

Die beiden Fallbeispiele konnten Einblick geben in die Lebensrealität von zwei Frauen in prekären Lebenslagen in der Schweiz. Die beiden Leben sehen beim ersten Hinschauen völlig verschieden aus: Während Enrica Seiler von Aufgabe zu Aufgabe hetzt, in genau geplanten Rhythmen zwischen Beruf und Familie wechselt und kaum freie Zeit kennt, sitzt Marta Gut

⁵ Anrecht auf eine Vollrente hat, wer ab dem 20. Altersjahr ohne Unterbruch erwerbstätig war. Für die Höhe der Rente ist neben der Anzahl Beitragsjahre zusätzlich entscheidend die Höhe des Jahreseinkommens. Entsprechend wirken sich sowohl niedrige Einkommen als auch Beitragsunterbrüche negativ auf die Rentenhöhe aus. Wichtig ist nun aber folgende Präzisierung: Seit der 10. AHV-Revision (1. Januar 1997) können in der Schweiz sogenannte Erziehungs- und Betreuungsgutscheine geltend gemacht werden, was eine institutionelle Aufwertung unbezahlter Arbeit bedeutet, da die Anzahl der Beitragsjahre damit erhöht werden kann. Dies erhöht die Chance, trotz niedrigem Einkommen eine volle Minimalrente zu erhalten. Gleichzeitig wurde das Rentenalter der Frauen schrittweise von 62 auf 64 Jahre erhöht, was für die hier betrachtete Gruppe wiederum nachteilig ist.

oft stundenlang da; ihr Tagesablauf hat an Kontur verloren. Doch es gibt auch einige Gemeinsamkeiten, wie der vorliegende Beitrag zu zeigen versucht hat. Prekarität hat zwar mit materiellen Lebensgrundlagen, mit materiellem Wohlergehen zu tun: „Ich rechnete beim Aufwachen und beim Einschlafen, rechnete, wo ich ging und stand, rechnete all die Summen, die ich brauchte, in meinem früheren Leben gebraucht hätte und späterhin brauchen würde, zusammen und wieder auseinander“ (zu Reventlow 2004 [1916]: 116). Darüber hinaus geht es aber auch um eingeschränkte Lebenschancen im Allgemeinen: „Ich (...) kalkulierte alle vorhandenen und nicht vorhandenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit“ (zu Reventlow 2004 [1916]: 116). Was aus den beiden Fallbeispielen klar hervorgeht: Beide prekären Lebenslagen und die damit verbundenen Lebensmöglichkeiten sind wesentlich durch die geleistete unbezahlte Arbeit und nicht einzig durch die vieldiskutierte (bezahlte) Erwerbsarbeit entstanden. Diese Dimension von Prekarität muss in künftigen Diskussionen sichtbar gemacht und mitdiskutiert werden, wenn benachteiligte Lebenslagen umfassend erkannt werden sollen. Nur so werden Lebenswege wie jener von Marta Gut künftig keine blinden Flecken mehr haben, die im offiziellen Lebenslauf als ‚arbeitslos‘ oder ‚auf Stellensuche, gekennzeichnet werden müssen.

LITERATUR

- Amacker, Michèle (2011). „Da haben wir wenig Spielraum“ – Familienernährerinnen in prekären Lebenslagen. *WSI-Mitteilungen. Monatsmitteilungen des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung. Schwerpunktheft: Prekarisierung der Arbeit – Prekarisierung im Lebenszusammenhang*, 64(8), 409-415.
- Folbre, Nancy (2006). Measuring care: Gender, empowerment, and the care economy. *Journal of Human Development*, 7(2), 183–199.
- Lanz, Anni (2011). Sans-Papiers und Betreuungsnotstand. Migration aus der Optik der Care-Ökonomie. *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik: Demokratie und Macht*, 31(1), 73-78.
- Madörin, Mascha (2010). *Gesundheitsökonomie / Pflege*, Faktenblatt vom 1.12.2010.
- Saraceno, Chiara (2010). Social inequalities in facing old-age dependency: a bi-generational perspective. *Journal of European Social Policy*, 20(1), 32–44.
- Razavi, Shahra (2007). *The Political and Social Economy of Care in a Development Context. Conceptual Issues, Research Questions and Policy Options*. Programme Paper Number 3. United Nations Research Institute for Social Development (UNRISD): Gender and Development.
- von Roten, Iris (1996 [1958]). *Frauen im Laufgitter: Offene Worte zur Stellung der Frau*. Bern: eFeF-Verlag.
- zu Reventlow, Franziska (2004 [1916]). Der Geldkomplex. In: Schardt, Michael (Hg.). *Franziska zu Reventlow. Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher. Band 2* (113-187). Oldenburg: Igel Verlag.

„GIRLS TIME“ – Mädchenspezifische Jugendarbeit in Luzern¹

Daniela SCHEMPP und Aylin WAGNER

University of Fribourg

„Man kommt nicht als Frau
zur Welt, man wird es.“

Simone de Beauvoir

Einleitung

Simone de Beauvoir weist darauf hin, dass Geschlechterunterschiede gesellschaftlich konstruiert werden und dass wir uns in einem System der Zweigeschlechtlichkeit befinden. Frauen und Männern werden in unserer Gesellschaft unterschiedliche Fähigkeiten und Verhaltensweisen zugeschrieben. Eine gesellschaftliche Ungleichbehandlung von Frauen und Männern beginnt bereits im Kindesalter, denn schon Mädchen und Jungen wachsen mit unterschiedlichen Bewertungen bezüglich beider Geschlechter auf und internalisieren diese im Laufe ihrer Sozialisation. Mädchenarbeit ist eine sozialarbeiterische Antwort auf diese gesellschaftliche Ausgangslage und versucht, einer Geschlechtsstereotypisierung entgegen zu wirken. In der Schweiz nimmt Mädchenarbeit allerdings noch immer eine marginale Rolle ein, was im Gegensatz zur rechtlich und gesellschaftlich angestrebten Chancengleichheit steht (Nabholz 2002).

In unserer Bachelorarbeit, welche wir im Mai 2010 am Lehrstuhl für Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Fribourg eingereicht haben, setzten wir uns mit diesem auch aus einer Forschungsperspektive vernachlässigten Teilbereich der Offenen Jugendarbeit verstärkt auseinander. Ziel unserer Arbeit war es, die Beweggründe zur Teilnahme an geschlechtsspezifischer Offener Jugendarbeit zu erforschen, aber insbesondere auch herauszufinden, weshalb gewisse Mädchen das untersuchte Angebot nicht nutzen. Weiter interessierte uns, welchen Einfluss das soziale Umfeld und das Freizeitverhalten der Mädchen auf die Teilnahme bzw. Nichtteilnahme haben. In die Forschung eingeflossen sind dreizehn qualitative Leitfadeninterviews, sieben davon mit Teilnehmerinnen, sechs mit Nichtteilnehmerinnen.

Bei dem von uns untersuchten Mädchentreff – von den Nutzerinnen GIRLS TIME getauft – handelt es sich um einen im Jahre 1997 in Luzern eröffneten Treff. Die Räumlichkeiten des Jugendtreffs stehen dabei einmal wöchentlich ausschliesslich den 11- bis 16-jährigen Mädchen der umliegenden Quartiere zur Verfügung, damit sie ohne den Einfluss von Jungen unter sich sein und sich austauschen können. Zur Interpretation der folgenden Ergebnisse muss die spezielle Lage des untersuchten Mädchentreffs in einem benachteiligten Quartier in Luzern mit überdurchschnittlichem Ausländeranteil beachtet werden.

¹ Die Bachelorarbeit, auf deren Erkenntnissen dieser Artikel beruht, entstand in Zusammenarbeit mit Leutrima Mehmedi und Iduna Wächter.

Ergebnisse

Im Laufe der Forschung kristallisierte sich heraus, dass die Mehrheit der Teilnehmerinnen aufgrund der kulturellen Herkunft stark durch elterliche Verbote in ihrer Freizeitgestaltung eingeschränkt wird. So ist diesen Mädchen bspw. der Umgang mit Jungen verboten, weshalb ihnen der geschlechtshomogene Mädchentreff einen wichtigen Raum bietet, um dennoch ausserhäuslichen Freizeitaktivitäten nachzugehen und gleichaltrige Freundinnen zu treffen. Zentrale Beweggründe zur Teilnahme sind – und hier bestätigt unsere Forschung die wenigen bisher vorhandenen Forschungen bezüglich Mädchenarbeit – der soziale Kontakt, der dort erlebte Spass aufgrund gemeinsamer Aktivitäten sowie die Abwesenheit von Jungen (homogener Mädchenraum).

Im Gegensatz dazu verfügt die Mehrheit der Nichtteilnehmerinnen über mehr Freiheiten bezüglich ihrer Freizeitgestaltung. Dies ermöglicht es ihnen, ein breiteres, gemischtgeschlechtliches soziales Netzwerk aufzubauen und vielfältigeren Aktivitäten nachzugehen. Infolge dieser freieren Handhabung ihrer Freizeit zeigen die Nichtteilnehmerinnen kein Bedürfnis, das geschlechtsspezifische Angebot GIRLS TIME zu nutzen.

Zwar stellt sich aufgrund der speziellen Lage des untersuchten Mädchentreffs berechtigterweise die Frage, welche Erkenntnisse unsere Forschung in einem anderen Umfeld geliefert hätte. Dennoch zeigt unsere Arbeit eine mögliche Funktion von mädchenspezifischen Angeboten auf: Der untersuchte Mädchentreff bietet den teilnehmenden Mädchen einen einzigartigen Raum. Ohne den Mädchentreff GIRLS TIME hätten die Mädchen – welche aufgrund der elterlichen Verbote per se schon ein eingeschränktes Freizeitverhalten aufweisen – noch weniger Möglichkeiten, ihre Persönlichkeit ausserhalb des familiären Umfelds zu entwickeln, sich ein soziales Netzwerk aufzubauen und Kontakte zu Gleichaltrigen zu pflegen. Gerade im Jugendalter ist dies zentral, da die Peergroup für Jugendliche die grösste Unterstützung bei der Ablösung vom Elternhaus darstellt (Hurrelmann 2002).

Fazit

Unsere Arbeit zeigt auf, dass Mädchenarbeit auf sozialpolitischer Ebene grössere Bedeutung zukommen sollte, da sie nicht nur die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern in unserer Gesellschaft voranbringen kann, sondern eben auch ein Instrument zur Förderung der sozialen Integration von (Migrantin-) Mädchen darstellt. Wenn man beachtet, dass in der Schweiz vorwiegend ausländische Jugendliche die Angebote Offener Jugendarbeit nutzen (Eidgenössische Kommission für Jugendfragen 2003:11), kommt diesem Aspekt besondere Bedeutung zu. Weiterführende Forschungen auf diesem Gebiet wären wünschenswert, auch, um eine Stärkung der Mädchenarbeit im gesamtgesellschaftlichen Kontext und als Teilbereich der Offenen Jugendarbeit in der Schweiz zu erreichen.

Literatur

- Eidgenössische Kommission für Jugendfragen (2003). Offene Jugendarbeit und soziokulturelle Animation: Bestandsaufnahme und Perspektiven der Arbeit mit Migrationsjugendlichen. Bern: BBL.
- Hurrelmann, Klaus (2002). Einführung in die Sozialisationstheorien. Weinheim: Beltz.
- Nabholz, Stephanie (2002). Mädchenarbeit in der Schweiz. *Betrifft Mädchen*, (15)1, 23-24.

Rückblick zur Tagung: "Genderregimes: Von makrosozialen regulativen Strukturen zur meso- und mikrosozialen (Umsetzungs-)Praxis"

Anne KERSTEN und Lucia M. LANFRANCONI

University of Fribourg

Im Rahmen des vom SNF finanzierten Forschungsmoduls "Genderregimes: institutionalisierte Ungleichheiten?" setzen sich vier Doktorierende in je unterschiedlichen Politikbereichen und aus verschiedenen Blickwinkeln mit dem Konzept des Genderregimes auseinander.¹ Um die Thematik vertieft diskutieren zu können, organisierte Prof. Dr. Monica Budowski zusammen mit den beiden Autorinnen eine eintägige Tagung, die von den eingeladenen Referentinnen Prof. Dr. Birgit Pfau-Effinger und Prof. Dr. Sylvia Marlene Wilz geleitet wurde. Die Tagung fand am 29. Oktober 2010 an der Universität Fribourg in den für eine Tagung dieses Formates geeigneten Räumlichkeiten des Pérolles II statt. Der Vormittag war öffentlich und richtete sich an ein breites wissenschaftliches Publikum. Er fand mit rund vierzig Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen hohen Anklang. Die Referentinnen führten anhand zweier Vorträge in die Konzeption und Empirie des Genderregimes ein. Der als Workshop organisierte Tagungsnachmittag stand einer begrenzten Zahl Doktorierender respektive Interessierter offen. Für diesen Teil meldeten sich 21 Personen mit einem persönlichen Motivationsschreiben an. Die 18 Teilnehmerinnen und drei Teilnehmer kamen von den Universitäten Fribourg, Bern, Basel, Lausanne, St.Gallen, Wien und Cambridge und von den Disziplinen Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit, Sozialgeographie, Sozialantropologie, Politologie und Geschlechterforschung. Der Tagungsnachmittag diente der vertiefenden Diskussion spezifischer Fragestellungen hinsichtlich der Verwendung des Genderregime-Konzeptes in konkreten Forschungsarbeiten.

Zum Genderregime-Konzept

Vorstellungen und kulturelle Leitbilder von 'Weiblichkeit(en)' und 'Männlichkeit(en)' sind keine 'natürlichen Gegebenheiten', sondern kontextabhängige soziale Konstruktionen. Diese Konstruktionen können sich in Institutionen einlagern, wodurch implizite und explizite gesellschaftliche Geschlechterordnungen und -strukturen geschaffen werden (Pfau-Effinger 2000; Bothfeld 2008). Explizite Ordnungen sind in Gesetzen oder klar geregelten Handlungsvorgaben zu finden, implizite Ordnungen zeigen sich bei den

¹ Das Forschungsmodul ist Teil des Graduiertenkollegs der Universitäten Bern/Fribourg zum Thema "Gender: Prescripts and Transcripts" (Laufzeit: 2009-2012). Im gehören neben den beiden Autorinnen dieses Artikels Dipl. Soz. Susanne Bachmann und lic. phil. Michèle Amacker an, die Leitung liegt bei Prof. Dr. Monica Budowski.

(teilweise versteckten) Interpretationen im Umsetzungsprozess dieser Vorgaben sowie in ihrer Wirkungsweise auf die individuellen Handlungspraxen. Die so geschaffenen Geschlechterordnungen und damit verbundenen Umsetzungspraxen werden als ‚Genderregimes‘ bezeichnet: «Genderregime sind somit als institutionalisierte Geschlechterpraktiken und Formen zu verstehen, die als ein Geflecht von Normen, Regelungen und Prinzipien in die Strukturen gesellschaftlicher Praktiken verankert sind» (Young 1998:177, unter Bezugnahme auf Connell 1987:139). In der empirischen Forschung wird das Genderregime-Konzept hauptsächlich in quantitativen, makrosozialen, vergleichenden Studien verwendet. Weil Genderregimes jedoch auch in den Interaktionen auf meso- und mikrosozialer Ebene aus- und umgestaltet werden, lag das Interesse der Tagung unter anderem darin, wie das Konzept in qualitativen Studien im meso- und mikrosozialen Bereich angewendet werden kann.

Zu den Referentinnen und ihren Vorträgen

Prof. Dr. Birgit Pfau-Effinger ist Inhaberin des Lehrstuhls für Sozialstrukturanalyse am Institut für Soziologie der Universität Hamburg (D). Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Geschlechter-Arrangements² im internationalen Vergleich und Kultur und Wohlfahrtsstaat. In ihrem Vortrag mit dem Titel „Das Konzept der Geschlechter-Arrangements und seine Anwendung für den internationalen Vergleich“ erläuterte Pfau-Effinger an der Tagung den Ansatz des Geschlechter-Arrangements anhand der von ihr durchgeführten ländervergleichenden Studie über Muster von Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit in europäischen Staaten (vgl. dazu Pfau-Effinger 2004, 2009). Die zwischen den Ländern differierenden Typen der Organisation von Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit lassen sich ihrer Meinung nach nicht nur mit den unterschiedlichen wohlfahrtsstaatlichen Settings der Länder erklären. So konnte Pfau-Effinger nachweisen, dass individuelle und kollektive Akteur/innen ihr Handeln auch an bestimmten kulturellen Familienmodellen ausrichten, die über (und auch innerhalb) der Länder variieren. Der Einbezug kultureller Differenzen im Zusammenspiel mit institutionellen und sozioökonomischen Faktoren im jeweiligen Geschlechter-Arrangement leistet demnach einen wichtigen Beitrag zur Erklärung von Länderunterschieden.

Prof. Dr. Sylvia Marlene Wilz ist Professorin für Organisationssoziologie und qualitative Methoden am Institut für Soziologie der FernUniversität in Hagen (D). Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Prozesse der Geschlechterdifferenzierung in Organisationen und mikrosoziologische Analyse von Arbeit und Organisation. Wilz ging in ihrem Vortrag mit dem Titel „Interaktion und Institutionalisierung. Von der Praxis zur Struktur: Die ‚gendered organization‘“³ an der Tagung den Fragen nach, auf

² Das Konzept des Geschlechter-Arrangements ist eng verwandt mit dem Genderregime-Konzept, hebt jedoch gegenüber letzterem – so die Ausführungen von Pfau-Effinger – die Wichtigkeit der individuellen und kollektiven Akteur/innen und damit verbundenen Machtbeziehungen und Aushandlungsprozesse innerhalb der jeweiligen institutionalisierten Geschlechter-Ordnungen hervor.

³ Das Konzept der gendered organization ist ebenfalls mit dem Genderregime-Konzept verwandt und ist auf Joan Acker (1990; 1992) zurückzuführen, welche davon ausgeht, dass Geschlecht in allen

welchen Ebenen von Organisationen Geschlecht relevant gemacht wird und welche Rolle dabei einerseits makro-kulturelle Leitbilder und andererseits die alltägliche Arbeitspraxis der Individuen spielen. Am Beispiel einer von ihr mitrealisierten empirischen Studie zu Geschlechterkonstruktionen in der Polizei (vgl. dazu Wilz 2004, 2005) erläuterte sie das Nebeneinander von Geschlechtergleichheit und -ungleichheit in dieser Organisation. Sie kommt zum Schluss, dass Geschlecht in Organisationen relevant gemacht werden kann, wenn es zur Erfüllung der Arbeitsaufgaben funktional erscheint. Die Relevanz von Geschlecht in Organisationen kann jedoch nicht vorausgesetzt werden, sondern ist eine jeweils empirisch zu klärende Frage.

Zum Workshop

Der Tagungsnachmittag schloss in einem ersten Teil direkt an den Vormittag an, indem die theoretischen Konzepte des Geschlechter-Arrangements und der gendered organization dem Genderregime-Konzept gegenübergestellt wurden. Einigkeit herrschte darin, dass mit dem Regime-Begriff ein machtdurchzogenes Feld beschrieben wird und dass dieser Begriff vor allem in den Politikwissenschaften seine Anwendung findet. Den beiden Referentinnen erscheint der Regime-Begriff jedoch zu stark top-down ausgerichtet und zu wenig akteursbezogen. Mehrere Teilnehmende verwenden das Genderregime-Konzept jedoch in ihren empirischen Forschungsarbeiten akteursbezogen. Sie gehen davon aus, dass Genderregimes einerseits die Verteilung von individuellen Lebenschancen in modernen Gesellschaften beeinflussen (vgl. dazu Orloff 1993). Andererseits werden diese Ordnungen von Akteurinnen und Akteuren geschaffen, durch ihre Handlungen umgesetzt und dadurch aufrechterhalten oder modifiziert (vgl. dazu Connell 1987; Sainsbury 1996). Erwähnung fand neben dem Genderregime auch die Idee des Bildungsregimes und des Migrationsregimes. Der erste Teil wurde mit dem Hinweis abgeschlossen, dass in empirischen Arbeiten die theoretischen Konzepte verwendet werden sollten, welche für die konkrete empirische Fragestellung am besten geeignet sind.

Im zweiten Teil standen methodische Fragen im Zentrum. Wilz schlägt für qualitative Forschungsarbeiten eine Triangulation von Daten, Methoden und Interpretationen vor. In ihren Untersuchungen von gendered organizations (vgl. oben) erhebt sie diverse Daten (bspw. Interviews, Dokumente, Statistiken, Beobachtungen und Gruppendiskussionen) und wertet diese anhand einer Kombination eines hermeneutischen und inhaltsanalytischen Analyseverfahrens aus. Schliesslich plädiert sie dafür, dass die Interpretationen in Arbeitsgruppen erarbeitet oder diskutiert werden sollen. Pfau-Effinger weist die Teilnehmenden, welche quantitativ und (Länder-)vergleichend arbeiten, darauf hin, statistische Methoden nicht „einfach über Länder zu stülpen“. Für die empirischen Forschungen relevante Begriffe müssen in ihrem jeweiligen historisch-kulturellen Kontext betrachtet werden. Ergänzend zu quantitativen Analysen sind beispielsweise qualitative (Experten-)Interviews hilfreich.

Strukturen von Organisationen eingelagert ist. Das Konzept der „gendered organization“ wird meist in empirischen Arbeiten zu Arbeitsorganisationen verwendet.

Abschluss

Bewusst wurden zu der Tagung eine Referentin mit einer makrosozialen, komparativen Sichtweise auf Genderregime (Prof. Dr. Birgit Pfau-Effinger) und eine zweite Referentin, welche auf die meso- und mikrosozialen Anwendungsmöglichkeiten des Genderregimekonzepts fokussiert (Prof. Dr. Sylvia Marlene Wilz), eingeladen. Die spannenden Referate und insbesondere die intensiven Diskussionen mit und zwischen den beiden Referentinnen am Tagungsnachmittag haben aufgezeigt, dass anhand des Genderregime-Konzeptes Verbindungen zwischen der Perspektive auf die makrosozialen regulativen Strukturen und derjenigen auf die meso- und mikrosoziale (Umsetzungs-)Praxis möglich und fruchtbar sind. Die Organisatorinnen und Autorinnen dieses Beitrages möchten an dieser Stelle allen herzlich danken, die zum Gelingen der Tagung beigetragen haben!

Literatur

- Acker, Joan (1990). Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations. *Gender and Society*, 4(2), 139-158.
- Acker, Joan (1992). Gendering Organizational Theory. In: Mills, Albert J. und Peta Tancred (Hg.). *Gendering Organizational Analysis* (248-269). London: Sage.
- Bothfeld, Silke (2008). Under (Re-)Construction - Die Fragmentierung des deutschen Geschlechterregimes durch die neue Familienpolitik. Bremen. Zugriff am 1. Januar 2009 auf www.zes.uni-bremen.de/xml/arbeitspapierDownload.php?ID=272&SPRACHE=DE&TYPE=PDF.
- Connell, Robert W. (1987). *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Cambridge: Polity Press.
- Orloff, Ann Shola (1993). Gender and the Social Rights of Citizenship: The Comparative Analysis of Gender Relations and Welfare States. *American Sociological Review*, 58(3), 303-328.
- Pfau-Effinger, Birgit (2000). *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pfau-Effinger, Birgit (2004). Historical paths of the male breadwinner family model – explanation for cross-national differences. *British Journal of Sociology*, 55(3), 377-399.
- Pfau-Effinger, Birgit (2009). Entwicklungspfade und Zukunft der Kinderbetreuung. *Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 6*, 237-254.
- Sainsbury, Diane (1996). *Gender, Equality and Welfare States*. Cambridge, England: Cambridge University Press.
- Wilz, Sylvia M. (2004). Relevanz, Kontext und Kontingenz: Zur neuen Unübersichtlichkeit in der Gendered Organization. In: Pasero, Ursula und Birger P. Priddat (Hg.). *Organisationen und Netzwerke: Der Fall Gender* (227-258). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wilz, Sylvia M. (2005). Wissen, Kompetenz und Geschlechterdifferenz - aktuelle Befunde aus Polizei und Versicherungswirtschaft. In: Funder, Maria, Steffen Dörhöfer und Christian Rauch (Hg.). *Jenseits der Geschlechterdifferenz? Geschlechterverhältnisse in der Informations- und Wissensgesellschaft* (199-218). München: Rainer Hampp Verlag.

Young, Brigitte (1998). Genderregime und Staat in der globalen Netzwerk-Ökonomie. *Prokla*, 28, 175-198.

Zu den Autorinnen

Anne Kersten, lic. phil., Universität Fribourg, Department für Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik, Route des Bonnesfontaines 11, CH-1700 Fribourg, anne-gret.kersten@unifr.ch

Anne Kersten ist Diplomassistentin am Department Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Fribourg und Doktorandin im interdisziplinären Graduiertenkolleg der Universitäten Bern/Fribourg mit dem Titel: „Gender: Prescripts and Transcripts“. Sie schreibt ihre Dissertation zum Thema «Geschlechterverhältnisse in der schweizerischen Opferhilfe».

Lucia M. Lanfranconi, M.A., Universität Fribourg, Department für Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik, Route des Bonnesfontaines 11, CH-1700 Fribourg, lucia.lanfranconi@unifr.ch

Lucia M. Lanfranconi ist Diplomassistentin am Department Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Fribourg und Doktorandin im interdisziplinären Graduiertenkolleg der Universitäten Bern/Fribourg mit dem Titel: „Gender: Prescripts and Transcripts“. Sie schreibt ihre Dissertation zum Umsetzungsprozess des schweizerischen Gleichstellungsgesetzes in Richtlinien, Massnahmen und Projekte für und in KMU von 1996 bis 2011.

Abschlüsse 2011

Lizentiat

Patrick Caduff: „Der unsichtbar verletzte Leib - Eine qualitative sozialwissenschaftliche Untersuchung zum Chronischen Erschöpfungssyndrom“

Master

Melania Garcia: „Die Gesundheit von Menschen im Freiheitsentzug - Eine qualitative Untersuchung zu den gesundheits-bezogenen Verhaltensweisen von Personen im Strafvollzug“

Jelena Jovicic: „Verschwendetes Wissen - Eine qualitative Untersuchung über die Arbeitssituation von gut qualifizierten, osteuropäischen Migrantinnen in der Schweiz“

Tania Vogt: „Versöhnung und kollektives Trauma - Vergangenheitsbewältigungsstrategien und deren Einsatz bei der Verarbeitung des kollektiven Traumas am Fallbeispiel Kambodscha. Eine qualitative Studie“

Stefan Bächtold: „Charakteristika bewaffneter Konflikte in Afrika und Prioritäten für Frieden - Eine QCA-basierte Evaluation von strategischen peacebuilding-Interventionen der letzten zehn Jahre“

Maurizio Coppola: „Industrielle Beziehungen zwischen Konflikt und Stabilität - Eine qualitative Studie über den Arbeitskonflikt um den Landesmantelvertrag im Bauhauptgewerbe 2007/2008“

Mirijam Rotzler: „Die mit dem Kopftuch - Eine qualitative Untersuchung über die subjektive Bedeutung von Religion für die Integration von jungen muslimischen Frauen aus der Region Bern“

Luzius von Gunten: „Armut im späten Erwerbsalter - Eine quantitative Untersuchung von Risikofaktoren und Lebenssituationen armutsbetroffener Personen zwischen 50 und 65 Jahren“

Bachelor

Monique Brunner

Lisa Kaiser

Evrin Koyun

Lara Leuthold

Corinne Luchsinger

Simone Messmer

Simone Ambord

Isabelle Brunner

Nicola Conconi

Anna Erb

Gabriel Füglistaler
Laura Helbling
Carolina Hutmacher
Luciana Keiser
Ueli Laimbacher

Der Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit gratuliert zum erfolgreichen Studienabschluss.

Mitdenken – Mitreden – Mitgestalten

Als Studentin oder Student mit Hauptfach Soziologie oder Sozialarbeit und Sozialpolitik bist du automatisch Mitglied der zweisprachigen Fachschaft SoFa. Diese Mitgliedschaft ist DEIN Schlüssel zu einer aktiven Mitgestaltung des Studiums und des universitären Lebens!

Was ist die Fachschaft?

Die Fachschaft Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit (SoFa) ist die Gesamtheit aller Studierenden in diesem Fachbereich: Jede Studentin, jeder Student ist ein gleich- und vollwertiges Mitglied. Das oberste Gremium, das Fachschaftskomitee, besteht aus engagierten Studentinnen, die neben ihren Studienaktivitäten auch etwas für das Wohlergehen der Studierenden tun möchten.

Aktivitäten der Fachschaft

Nebst diversen alljährlich wiederkehrenden Events wie dem Spaghetti-Plausch für die Erstsemestrigen, der Fachschaftsparty oder dem traditionellen Weihnachtsapéro organisiert die SoFa auch themenspezifische Aktivitäten wie Filmabende, Diskussionsrunden und Exkursionen. Daneben unterstützt die Fachschaft Studierende bei der Lösung von Problemen, gestaltet Studienreglemente und -projekte mit oder stimmt über die Anstellung neuer Dozenten ab.

Wann? Was? Wo?

Für das Herbstsemester 2011 geplant :

- Oktober Spaghetti-Plausch Finanzielle Unterstützung des Spaghetti-Plauschs
- Ende November Weihnachtsapéro Apéro inkl. Generalversammlung der Fachschaft
- 12. Dezember Exkursion Besuch im Bundeshaus (Wintersession)

Kontakt – Wir freuen uns immer über neue Komitee-Mitglieder!

Möchtest du dich im Vorstand der Fachschaft engagieren, ein Ressort leiten/unterstützen oder einen spannenden Anlass mitorganisieren? Die Fachschaft bietet dir viele interessante Möglichkeiten zur Mitgestaltung von Projekten und Events! Auch für Fragen und bei Unklarheiten stehen wir gerne zur Verfügung:

- Moodle-Plattform: <http://moodle.unifr.ch/course/view.php?id=6229>
 - Nur für Studierende des Lehrstuhls Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik!
 - Zur Kommunikation der Studierenden mit der SoFa; Mit Informationen, Sitzungsdaten, Protokollen der SoFa-Sitzungen, etc.

- Homepage: <http://student.unifr.ch/travsoc/>
 - Mit Informationen zu den Aktivitäten der Fachschaft, interessanten Links und Jobangeboten
 - “under construction”
- Email: fs-sofa@unifr.ch